Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 6 — Gotha, 18. März 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Ostern [Sp. 257] — Die Legende von Tod und Leben [Sp. 257] — Johannes Lepsius [Sp. 262] — Eine werdende Welt. 2. Palästina und die Araber [Sp. 264] — Jahresabschluß am Ogowe [Sp. 268] — Geschichte und Endgeschichte [Sp. 269] — Von der Naturwissenschaft und ihrer ewigen Tragik [Sp. 276] — Der heutige Stand der okkulten Forschung [Sp. 279] — Der heilige Hieronymus in der bildenden Kunst [Sp. 283] — Aus Waldensertälern [Sp. 288] — Bücher und Schriften: Neue ungarische Übersetzungen des Neuen Testaments; Die Psalmen (Gunkel); Vorherbestimmung bei Paulus und Posidonius (Liechtenhahn); Die Freiheit Gottes (Hoffmann); Religion und Suggestion (Beyer); Die Geheimwissenschaften (Leisegang); Einführung in den Okkultismus (Kyber); Die Grenzen des Erziehers (Grisebach); Der Deutsche und sein Staat (Natorp); Kant über Krieg und Frieden (Natorp); Der evangelische Gottesdienst (Niebergall); Vom Werden der neuen Gemeinde (Heitmann); Schleswig-Holstein und die lutherische Konkordie (Feddersen); Mission der nassauischen Landeskirche (Schneider); Kultur und Sprache im neuen England (Spieß); Das amerikanische Wirtschaftstempo (Lüddecke); Lyriker von Luther bis Nietzsche (Witkop); Münchner Laienspiele — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage. Die Wirtschaft Frankreichs; die europäische Textilindustrie; Industrie und Arbeiterschaft in Fern-Osten [Sp. 298] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 302] — Wöchentliche Chronik [Sp. 304] — Verschiedenes: Ueber das „Theozentrische" usw.; Randbemerkungen zu zwei kirchlichen Tagesfragen; Österreich; Völkische Selbstbesinnung — Versammlungskalender — Anzeigen

Ostern

Da aber das Grab sich auftat ... nicht trat hervor,
Der vordem hineingelegt ward ... Da ging das Licht
Glühend auf hinterm Berg ... und aus dem Tor
Des Todes trat ewig Lebendiges ... und sie sahen ihn nicht ...

Sie sahen ihn nicht. Vor ihren Augen vorüber
Schritt er dahin; leicht und licht; in seliger Klarheit;
Und sie sahen ihn nicht. Vor ihren Augen ein trüber
Flor umhüllte ihnen noch die siegleuchtende Wahrheit.

Und sie sahen ihn nicht. ... Bis daß er sprach mit der Stimme, die schon
Nun nicht mehr Erdenstimme war, und mit dem Herzen,
Das schon über dem Irdischen fühlt, und in dem die Schmerzen
Des menschlichen Leides erklingen wie ganz vollendeter Ton ...

Und da sahen sie ihn .. und wußten, daß nicht ein Traum
Dies sei. Und daß Frühling nun ganz in Fülle
Und seligem Licht steh' ... und daß in den ewigen Raum,
In die Allheit, — in Gottes ewige Stille
Lächle des Einen vollendeter heiliger Wille ... Karl Röttger

Die Legende von Tod und Leben

Es war aber die Zeit, da sein Weg sich rundete und sein Schicksal der Erfüllung nahe war.

Er war gewichen aus Judäa um der Juden willen, die ihn verfolgten. In einsamer Landschaft, zwischen den Jüngern und einem Haufen Gläubiger und Neugieriger stehend, ereilten ihn die Boten der Maria und der Martha: „Der, den du lieb hast, liegt krank. Komm und hilf." Er aber stand versunken, mit seinem inneren Menschen hinaus suchend und hinaus fühlend in die Weite. Und sein Geist fand hinüber zu dem Hause in Bethanien! — Denn was ist der Raum vor dem alles überwindenden Geiste? — und fand den Freund, Lazarus, schon erstarrt.

Als er aus seiner Entrückung aufwachte und sein Blick die Nächsten fand, seine Jünger, lächelte er und sprach leise: „Lazarus schläft — —".

Sie nahmen es den Worten nach und sprachen: „Alsdann wird es besser werden mit seiner Krankheit." Da er sah, wie sie es nicht verstanden, sagte ers frei heraus: „In dieser Stunde ist Lazarus gestorben — —." Da verstummten sie und sahen auf ihre Füße.

Er aber entließ das Volk und suchte mit seinen Jüngern ein Lager; denn es war schon die Dämmerung da.

Und blieb am selben Ort bis an den übernächsten Tag des Abends. Da brach er auf mit den Seinen. Sie aber verwunderten sich.

Er sprach zu ihnen: „Wir wollen wieder hinauf ziehen, daß wir Lazarus sehen." Sie dachten: Wenn er schon tot ist —? Aber sie schwiegen und zogen mit ihm. Um der Treue willen. Und obschon sie wußten, dort oben warteten Schriftgelehrte und Pharisäer, daß sie ihn fingen.

Bethanien war ein Ort bei fünfzehn Feldwegs vor Jerusalem. Und da er zog, mehrten sich auf dem Wege die, so ihm nachfolgten.

Etliche aber waren schnell vorauf, vor allem die Boten aus Bethanien, daß sie Kunde brächten: „Er kommt selbst — —."

Die Schwestern saßen in ihrem Hause zu Bethanien und weinten. Treue Nachbarn standen um sie und wollten sie trösten. Sie aber wollten sich nicht trösten lassen. Die Freunde standen und sprachen manchmal, schwiegen viel — und gingen wohl auf leisen Schuhen hinaus und wieder herein.

Dann brach eine Welle von Menschen herein und eine Welle von hellen Worten: „Er kommt!" Da war es Martha, die zuerst aus dem Brunnen ihres Schmerzes herauf horchte in den Schwall — schon aufstand und durch die Reihen der Klagenden und Tröstenden hinausschritt in die Frühlingslandschaft — traumhaft, visionär, daß sie Ihn sähe.

Er war aber noch nicht da, noch zwei Dörfer weit draußen. Sie aber ging und ging und stand auf einmal vor ihm im nächsten Dorf. ... Da brach es aufs Neue aus ihr hervor: „O Herr, wärest Du dagewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!" — Er sprach: „Dein Bruder wird aus dem Tode neu hervorgehn." Sie sprach: „Ja, ich weiß, dort, wo wir alle einst aufstehen, nach unser aller Tod. Aber dies Wissen tröstet nicht in dieser Stunde." Und ging an seiner Hand und sah nicht, daß er lächelte.

Sie kamen nach Bethanien. Und es waren Viele, die ihnen entgegen kamen; auch Maria. Als die ihn sah, sprach sie dieselben Worte zu ihm: „Herr, wärest Du dagewesen, Lazarus wäre nicht gestorben!"

Jesus sprach: „Er soll leben." Maria aber war niedergesunken vor ihm, und er sah sie weinen. Und liebte sie, und ergrimmte im Geiste nicht über sie und nicht über die Menschen, sondern über das Außerweltliche, das den Menschen dahin wirft in den Staub. Und riß Maria hoch und sprach zu ihr: „Wo liegt er?" Da führten sie ihn, daß sie ihm die Grabstätte zeigten. In der großen Welle des Volkes aber, das ihm nachfolgte, hatte ein Ton angefangen zu tönen, dumpf, ein Gesumm, ein Geraune — weil es sie des Ungeheuren erstaunte, und weil es Viele erschrak, was sie erahnten. Denn sie erahnten, daß er sich anschicke zu einem Kampf. Zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Da sie nun in die Nähe der Grabstätte kamen, stand er einen Augenblick still. Einen Augenblick nur war es, daß ihn die Nähe des Todes und Grabes erschütterte, und da gingen dem Starken die Augen über, und er weinte.

Die Welle hinter ihm staute sich; Etliche sprachen: „Sehet, wie hat er ihn so lieb gehabt!" Andere sprachen: „Warum kam er nicht? Konnte er, der den Blinden die Augen auftat, nicht machen, daß dieser lebe? Nun ist er dahin."

Und abermals brach aus Jesus der Grimm über die Welttrauer: Tod geheißen — und er fing wieder an zu gehen.

Schon zögerten hinter ihm die Schritte — denn Tod und Grab hat je und je des Menschen Herz und Seele als schauerlich gefühlt, und er fürchtet den Weg in die letzten Gründe.

Er aber befahl mit lauter Stimme, daß man den Stein abhebe von der Kluft und Gruft. Es waren aber zuletzt nur die beiden Frauen, Maria und Martha, die bei ihm waren. Die Anderen waren dahinter geblieben, so grauste sie. Nicht allein vor Tod und Grab, sondern auch vor dem, was er sich anschickte zu tun. Da er nun befohlen hatte: Hebet den Stein ab! verzagte Martha, und sie sprach: „Herr, was soll es? Er stinket ja schon; denn vier Tage schon liegt er darin." Da griff er selber den Stein und stürzte ihn — —. Da flohen auch die Frauen, und Jesus blieb allein. Er raffte sein Gewand und stieg in die Tiefe. Da schlugen die Menschen dahinter die Hand vor das Gesicht — Alle, Freunde und Feinde. So erschütterte es sie, daß einer lebendig zu den Toten schritt. Es schüttelte sie das Ungeheure, das über alles Vorige hinaus griff.

Denn die Menschen haben ein Gefühl für die Grenze. Und fühlen sich nicht stark genug, hinter die Grenze zu sehen. Daß einer aus tödlichem Fieber oder aus dreißigjährigem Siechtum aufstehe, — das nahmen sie hin und sangen Lob und sangen Hosiana. Aber was hinter die Grenze schon gegangen war (die die Menschen mit dem Wort Tod undeutlich umschreiben) — von dem fühlten sie sich ewig geschieden.

So standen sie wie geschüttelt, mit den Händen vor dem Gesicht und hörten auf einmal seine laute Stimme, lauter denn je zuvor. Fast daß er schrie: „Lazarus, komm heraus! Komm heraus! Komm heraus!"

Dann stand er wieder oben. Sie fühlten es, da seine Erscheinung wie Licht durch das Dunkel ihrer Hände brach. Sie ließen die Arme sinken und sahen Ihn.... Bang, erwartend! Dann schrien sie auf — denn über den Grabesrand kam es heraus ... weiß, jenseitig; — Haupt, Leib und Hände in weißen Tüchern. Und eine Stimme, dunkel, unirdisch — wie nicht aus dem Leben — fragte in den hellen, sonnigen Raum: „Wer ruft mich??"

Sie zweifelten nicht, daß es Lazarus sei. Aber der Schreck war in fast allen. Und Einige begannen zu fliehen.

Er aber nahm ihn, den Freund, an der Hand und rief ins Volk hinein: „Kommt und bindet ihn los von seinen Grabtüchern." Da schauten, die noch da standen, entsetzt auf Beide. Denn sie sahen, daß auch Er, Jesus, neben dem Toten ging: weiß wie Jenseitslicht. Und sie wußten nicht, daß es der Kampf mit dem Tode war und der Sieg des Lebens im Geiste, der ihn so verwandelt hatte. Und so wagte Niemand, zu kommen, daß sie Lazarus losbänden. Sondern es flohen Andere, und es blieben nur Wenige. Und dann waren es die Frauen, die zwei Liebenden, Maria und Martha, die langsam wagten, heranzukommen. Zaghaft griffen sie nach Lazarus und Jesus, und fingen an, die Tücher von Gesicht, Leib und Händen loszubinden. Und da stand ein lebendiger Mensch weiß im Raum der Frühlingswelt.

Er stand mit einem verlegenen Lächeln. Er faßte mit den Händen hinaus. Als schwanke er. Als müsse er sich an Etwas halten. Und da wagten die Frauen, zu seiner Rechten und Linken zu treten. Fühlten ihn an und fühlten: er lebte. Fühlten die Atmung seiner Haut und seines Mundes. Hörten seine ersten Laute: „Ah! Ah!"

Die Menschen aber, die noch geblieben waren — ob sie nun das Wunder glaubten oder es für Zauberei hielten —: standen von ferne. Wichen immer mehr zurück. So daß am Ende nur ihrer Vier durch die Dorfgasse gingen: Jesus, Lazarus, Martha und Maria. Einige standen hinter Bäumen oder schauten heimlich aus Fenstern und sahen wirklich: Er ging dahin, gleich wie ein Lebender. Dann verschwanden alle Vier im Hause des Lazarus und seiner Schwestern.

*

Er war ihnen aber nur gleich wie ein Lebender. ... Er war nicht mehr einer der Ihren.

Er war jenseits gewesen, und darum konnte er nicht wieder kommen in ihr Gefühl.

Darum hatte Jesus wohl den Tod überwunden, aber nicht die Seele der Menschen. Mit ungeheurer Kraft hatte er einen Toten aus der Verwesung gerissen; und die es gesehen, hatten es glauben müssen in Schreck und Verwunderung. Aber sie, die Menschen, waren unfähig geworden, das Grauen vor Tod und Jenseits zu überwinden. Und Lazarus war im Tod und Jenseits gewesen, und darum fürchteten sie ihn.

Er wollte es erst nicht glauben, und die Schwestern schlossen die Augen vor der Furcht der Menschen, die anfingen, das Haus des Lazarus zu meiden; anfingen, dem Manne, der so viele Freunde gehabt hatte, von Vielen geliebt worden war, aus dem Wege zu gehn — —.

Im Gefühl der Menschen umhing den Lazarus noch immer der Geruch von Grab und Verwesung. Ihr Gefühl überwand nicht das Grauen vor einem, der schon in der Verwesung gewesen war.

Denn das vermag allein die Liebe. Die Liebe, die vordem auch gewagt hätte und gewagt hatte: das Letzte: — dem Geliebten dort hinaus zu folgen.

Aber in den Tagen sahen und merkten es die Drei noch nicht: Lazarus und die Schwestern. Sie saßen mit Jesus und den Zwölfen in entrückter heiterer Ruhe im Hause oder im Frühlingsgarten, sprachen leise mit einander, faßten sich wohl einmal zart an den Händen — — — und fühlten Nachts unter den Sternen eine Ahnung der ungeheuren Welt und ihrer Geheimnisse.

Er aber, Jesus, wußte alles. Die furchtbare Tragik seines Daseins, an dem nun auch Lazarus leise teilnehmen werde, wenn er gegangen sei — hinauf nach Jerusalem — seiner Vollendung zu.

An jenem Tag, da Er unter dem Jubel des Volkes hinauftritt nach Jerusalem, wurde es den Dreien zum ersten Male deutlich, wie die Menschen vor Lazarus scheuten — daß sie ihn fürchteten als einen Auferstandenen. Da gingen sie, als Jesus hinter der Wegbiegung, nach einem letzten Abschiedswinken, verschwunden war, still und traurig in ihr Haus zurück und schlossen sich zu.

Erst in der Nacht, als die Menschen im Dorf schliefen, wagten sie in ihrer namenlosen Trauer das Haus zu öffnen. Martha und Maria traten leise ins Freie unter die atmenden Frühlingsbäume. Lazarus blieb drinnen sitzen wie erstarrt, wie abermals leblos. So hatte es ihn erschüttert, daß die Menschen ihn fürchteten, der aus dem Tode ins Leben auf Sein Geheiß zurückgetreten war....

Es war schon hinter Mitternacht, als es leise klopfte. Als er ein Licht nahm und hinaus trat, standen da: Jesus und Martha und Maria — Jesus in der Mitte und die zwei Frauen rechts und links. Da versuchte er zu lächeln und sprach: „Tretet ein."

Drinnen saßen sie einander gegenüber.

Lazarus sprach: „Du holtest mich aus dem Grab zurück in deiner großen Liebe. Und sieh, ich lebe. Aber du vergaßest, nicht nur mich, den Toten, zu wandeln ins Leben, sondern auch die toten Gefühle der Menschen, auf daß sie mich anerkennen als einen Lebenden. ... Sie extra-

gen keinen Auferstandenen." Lazarus sagte das ohne Zorn und Vorwurf, nur in einer großen Trauer.

Jesus sprach: „Ich weiß! Ja, ich wußte es vorher. Nur war es einen Augenblick nicht in meinem Bewußtsein, als ich im Grab war und wieder hervor kam, als ich so ganz außer mir mit meiner Hand über die Grenze griff und dich heraus riß. Denn sieh, was ich will, ist ja dies — die Grenze nicht nur überschreiten, sondern: sie auch nicht-seiend machen. Es soll kein Tod und keine Angst mehr sein. Denn Tod ist in der Welt, weil Menschen ihn fürchten und die Angst vor dem Jenseits haben. Wo aber keine Grenze und kein Jenseits mehr wäre — sondern nur der eine unendliche Raum, da wären Tod und Angst überwunden. ..."

Lazarus nickte; — sah den Einen an und liebte ihn. „Ja, dein Werk!" Dann aber schüttelte es ihn aufs Neue, daß er fortan ausgeschlossen wäre von Leben und Dasein und vor allem von den Menschen und klagte: „Wir werden es nie überwinden; das Gefühl der Menschen. Ich werde ihnen immer nach Grab und Verwesung riechen."

Jesus aber stand auf und strafte ihn und sprach: „Wie denn? Willst du nicht auch über die Menschen hinaus? Sieh, da sind wir unser Vier: deine Schwestern und ich und du — und wir können allzeit die Hände einander reichen — ohne Grauen, ohne Furcht — daß uns etwas anhänge, das nicht im Bereiche der Menschen sei." Und ging auf Lazarus zu und legte den Arm um ihn und küßte ihn. Und sprach zu den Schwestern: „Zeiget es ihm an jedem dieser Tage, deß Nichts von ihm ausgeht, das Fürchten macht." Da lächelten die Schwestern: „O Herr, das weiß er schon. Aber seine Augen sehen Heimat und Erde und Menschen an, mit denen er die langen Jahre lebte, und die nun alle vor ihm fliehen, und darum trauert er."

Jesus sprach: „Ich weiß auch das! Aber höret wohl zu: Werde auch Ich euch ein Grauen sein?" Als sie lächelten, fuhr er fort, in furchtbarer Trauer und in herber Größe: „Ich weiß: was mir nahet und mir Freund ist, muß Übermenschliches leisten, denn ich bin gekommen den Menschen zu überwinden und einen neuen Menschen zu schaffen. Der Weg geht durch Tod und durch Todüberwindung — und durch viel Schmerz: Siehe mich an, Lazarus, was dünket dich — wann werde ich tot sein und im Grab liegen und den Menschen ein Grauen sein — — —?"

Lazarus erschrak, die Frauen schwiegen. Dann sprach Lazarus leise: „Da sei Gott vor, Herr! Du darfst nicht sterben." „Und doch" — sprach Jesus. „Kommet nach sechs und sieben Tagen hinauf — — wann ich hervorbreche aus dem Bauche der Erde — — aus dem Grab, aus dem Untergang — — —." Da antwortete ihm Keiner; so sprach er noch kurz: „Laßt uns nun schlafen. Denn dessen bedürfen wir, um Kraft zu sammeln für das Schicksal, das Gott uns vollenden heißt."

Und es geschah, wie er gesagt hatte. Sein Kampf mit dem Tod, da er Lazarus aus der Verwesung hervor gerissen hatte, war nur ein Vorspiel gewesen seines größeren Kampfes, da er selber mit übermenschlicher Kraft sich von den Schatten, von niederziehender Schwere der Erde befreite, da er die Alleinherrschaft des Geistes in seiner größten und äußersten Tat manifestierte: er brach weiß, kühl und nächtig an einem frischen Frühlingsmorgen aus der Erde und ging: wie schwebend. Und da geschah es auch Ihm, daß die Seinen Furcht hatten, ihm zu nahen — so fern und jenseitig erschien auch Er ihnen da. Nur daß Er größerer Weisheit voll war als Lazarus und nicht trauerte, noch schalt. Er lehrte sie noch eine Zeit, doch nicht mehr Mensch bei Menschen — denn auch Er war ihnen nun ein ganz leises Grauen — sondern als Einer, der im Grab lag, den Tod sah, und der also eigentlich nicht mehr ihnen gehörte. Nur daß einmal zaghaft einer seine Finger in seine Wunden legte, um zu prüfen — ob er wirklich lebe, und nicht nur ein Trugbild sei. Er aber lebte. Doch hielten sie ihn mehr den Engeln verwandt oder als einen, der auch über die Engel hinaus sei. Und da tat er das Letzte —: verließ Erde und Menschen — denen er nichts mehr zu sagen hatte, und schwebt auf in den Raum.

*

Um jene Zeit reifte auch das Herz des Lazarus, daß er die Worte des „Meisters" verstand. Und in dieser Reife konnte er seine Blicke auf die schöne Erde und auf die Menschen legen, ohne ihrer zu begehren. Da erhob er sich eines Tages in der Frühe — und schickte sich an, fortzugehen. Aber da seine Schwestern es merkten, kamen sie aus der Kammer, umschlangen ihn mit ihrer Liebe und wollten ihn nicht ziehen lassen. Er aber sprach: Begreifet es, ich muß. Er hat uns den Weg gezeigt — darüber hinaus.... Als sie nun sahen: wir halten ihn nicht — wußten sie, daß, wenn er gegangen sein würde, Erde und Menschen auch für sie ohne Freude und Wärme sein würden — und da war nur Ein Gedanke bei ihnen —: und sie gingen mit ihm. Das Dorf schlief noch, als sie hinaus schritten: all das Ihre: Haus, Garten und Feld dahinten lassend. Nachbarn und Freunde fanden das Haus leer. Von den Dreien drang keine Botschaft mehr zu ihnen.

Die Drei waren in den unendlichen Raum hinaus geschritten — die Sage erzählt von ihnen, daß sie nicht gestorben sind.

Aber es handelt sich nicht um Sterben.

Sterben muß der Mensch so viel und oft in seinem Leben —, fast das ganze Erdenleben ist ein Immer-wiedersterben. Sondern es handelt sich um den Tod und das Leben. Der Mensch stirbt so viele Mal — aber immer nur zu einem neuen Leben. Das hatte Er gewußt, das wußten die Drei, die in den unendlichen Raum entwichen waren. Über Mensch und Erde hinaus.

*

An dem Tage, da die Menschen dies verstehen, wird die Angst von ihnen abfallen — „und der Tod wird nicht mehr sein. Noch Leid noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das ‚Erste' ist vergangen".

Das Erste ist der Irrtum. Das „Andere" sind Weisheit und Liebe. Karl Röttger

Johannes Lepsius

In den letzten Heften seiner Zeitschrift „Der Orient" hatte Johannes Lepsius, der Leiter der Deutschen Orientmission und erste Vorsitzende der Deutsch-Armenischen Gesellschaft, eine Geschichte seines Werkes zu schreiben begonnen, das er am 29. September 1895 als Pfarrer des kleinen Harzdorfes Friesdorf mit einigen Freunden begründet hat. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, sie zu Ende zu führen. Am 3. Februar ist er in Meran entschlafen. Ob sein Werk ihn überdauern wird, steht dahin.

Seine Bedeutung erschöpft sich aber nicht in diesem Liebeswerk, so Großes er auch zu Zeiten damit geleistet hat: die Zeitverhältnisse, vor allem der Krieg und die mit ihm einsetzende, nach Kriegsschluß erst vollendete Austreibung der Christen aus dem türkischen Reiche hatten ihm so wie so enge Grenzen gezogen. Der Name Lepsius wird für alle Zeit verbunden sein mit dem Namen Armenien, mit der ungeheuren weltgeschichtlichen Tragödie, die mit diesem Namen verknüpft ist, und wenn ein Teil der Schuld, den neben den Mördern eines christlichen Volkes die Politik der christlichen Großmächte, auch Deutschlands, an diesem Schicksal eines hochbegabten christlichen Volkes trägt, gesühnt ist, so verdankt die deutsche Christenheit das dem Manne Johannes Lepsius.

Einen Tag nach der Begründung der Orientmission kam die erste Kunde von den Hamidischen Schlächtereien in Armenien nach Deutschland. Damit bekam das als reines Missionswerk unter den Muhammedanern gedachte Werk eine andere Richtung. Lepsius wurde der Anwalt

Armeniens, der Ankläger Europas. Er schrieb seine flammende Anklageschrift „Armenien und Europa", er gründete Waisenhäuser und ein großartiges Hilfswerk für die Nackenden und Hungernden in Armenien, er schuf Krankenanstalten und übertrug ein für seine Gemeinde errichtetes Industriewerk, eine Teppichweberei, nach Urfa.

Seine ganze Kraft und sein ganzes Vermögen widmete er dem Hilfswerke für Armenien. Als im Weltkriege die türkische Regierung die willkommene Gelegenheit benutzte, das armenische Volk auf eine unerhört grausame Weise zu vernichten, schrieb er sein Werk „Der Todesgang des armenischen Volkes", das er trotz der Zensur in 20 000 Exemplaren zu verbreiten wußte. 1919 veröffentlichte er eine Sammlung diplomatischer Aktenstücke: „Deutschland und Armenien 1914—1918", in der er den urkundlichen Beweis für das türkische Verbrechen an dem armenischen Volke erbrachte. Das sind nur die großen Hauptwerke, neben denen er in Broschüren und in seinen Zeitschriften nicht müde wurde, das christliche Gewissen in Deutschland wachzurufen. Es hat auch andere Liebesarbeit für Armenien gegeben; vor allem ist hier der „Deutsche Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient" zu nennen, der eine große und tüchtige Arbeit getrieben hat und noch treibt. (Schuchardt-Frankfurt a. M.) Aber der eigentliche Rufer im Streit war Johannes Lepsius.

Er war für diese Aufgabe besonders vorbereitet. Durch seinen Vater, den Professor der Ägyptologie an der Berliner Universität, war ihm von Kindheit auf, wie er selbst schreibt, „der Orient ein Stück Heimat". Sein erstes Amt war das eines Hilfspredigers und Leiters der deutschen Schule in Jerusalem. Seine erste Gattin aus dem württembergischen Hause Zeller war eine Enkelin des ersten und einzigen deutschen Bischofs Gobat in Jerusalem und selbst in Nazareth geboren.

Lepsius verfügte über einen scharfen Geist und eine ausgezeichnete Feder. Er war vor allem ein aufrechter und starker Charakter. Als ihm der preußische Oberkirchenrat den erbetenen Urlaub für eine Reise nach Armenien versagte, verzichtete er kurzweg auf sein Pfarramt und die ihm darin verbürgte sichere Stellung und wagte es auf Glauben hin, ganz seinem Werke zu leben. Als der Vorstand seiner Mission die Verantwortung für die Herausgabe seines Werkes über den Todesgang des armenischen Volkes ablehnte, gab er es allen drohenden Gefahren zum Trotz im eigenen Namen heraus. Er war niemals gewillt, auch nur einen kleinen Schritt von dem für recht erkannten Wege abzuweichen.

Menschliche Unzulänglichkeiten haben freilich in diesem Leben nicht gefehlt. Es mangelte ihm manchesmal an der richtigen Menschenkenntnis, so daß er nicht immer glücklich war in der Wahl seiner Mitarbeiter. Sein Wesen hatte etwas Sprunghaftes, so daß es nicht immer leicht war, mit ihm zusammenzuarbeiten. Es liegt auch manches Tragische über diesem Leben. Freilich wenn die Gemeinschaftskreise, in denen er zunächst seine treuesten Helfer fand und mit denen ihn sein innerstes Fühlen am nächsten verband, ihn um seiner theologischen Ansichten willen exorzierten, so hatte er Recht, mit seiner Broschüre „Ein menschlicher Tag" sich gegen sie zu verteidigen. Daß das Verhalten des Vorstandes seiner Mission ihn zwang, sein Werk unter eigenem Namen weiterzuführen, ist mehr ein Beweis kleinlichen Mißverstehens seiner großzügigen Art als seine Schuld: er reagierte darauf durch eine Schrift: „Der grüne Tisch". Aber seine Geistreichigkeit und Vielseitigkeit haben ihn zuweilen auf Abwege geführt. Seine theologischen Werke, besonders seine Konjekturen auf alttestamentlichem Gebiete wie in seinem „Leben Jesu" sind mehr geistreich als wissenschaftlich und haben darum keine Anerkennung gefunden. Auch die Dichtungen, die er verfaßte, zwei davon während des Krieges, sind mehr Abfall von dem Tische eines reichen Geistes, wenngleich sie gewiß ihre eigne Bedeutung haben.

Seine eigentliche Bedeutung hat Lepsius als Ethiker. Es war einmal die Rede davon, ihn als Professor der Ethik nach Berlin zu berufen. Die Fakultät hat das, wahrscheinlich mit Recht, abgelehnt. Theoretische ethische Werke hat er nicht verfaßt. Aber seine ganze Auffassung der sittlichen Pflicht bedeutet eine besondere und gerade in unserer Zeit hervorragend wichtige Stellungnahme. Für ihn war die Ethik untrennbar von der Politik. Hieraus nahm er das Pathos seiner Stellungnahme zur armenischen Frage. Nicht ohne Grund nannte er eine seiner Zeitschriften „Das Reich Christi". In der Kontroverse, die in Stockholm brennend geworden ist, stand er ganz auf angelsächsischer Seite. Und zwar war es ihm hier vornehmlich um die internationalen Beziehungen zu tun. Lepsius war ein Praktiker der politischen Ethik. Eine Anerkennung dieser seiner kraftvollen Tätigkeit wurde ihm zu Teil, als die Berliner theologische Fakultät ihn zu ihrem Ehrendoktor ernannte. Auch die maßgebenden Kreise im Reich haben ihm dadurch ihre Hochschätzung bewiesen, daß das Auswärtige Amt ihn in das Dreimännerkollegium zur Herausgabe der Akten der Vorkriegszeit berief, wobei ihm die Bearbeitung der gesamten Ostfragen zufiel.

Lepsius war einer von den wenigen Deutschen, die das Vertrauen des Auslandes während und nach dem Kriege genossen, wie Deißmann und Siegmund-Schultze. In London und Genf, wo er oft bei philarmenischen Tagungen weilte, war sein Name hochgeachtet. Vor allem trauert um ihn Armenien. Es gibt wohl keinen Namen, der unter diesem Volke sowohl in seiner Heimat wie in der Zerstreuung populärer wäre als der seine. Aus seinen Gedanken heraus ist die Deutsch-Armenische Gesellschaft entstanden, der vielleicht die politische Entwicklung der nächsten Zeit noch eine besondere Bedeutung geben wird. Die „Christliche Welt", die als eines der wenigen Blätter von Anfang an in der armenischen Sache gegen den Strom der falsch orientierten öffentlichen Meinung geschwommen ist und durch das „Notwendige Liebeswerk" ihren Beitrag zur Hilfe für das armenische Volk geleistet hat, war immer treu mit Lepsius verbunden. Es war darum für sie eine Ehrenpflicht, ihm in ihren Spalten dies bescheidene Denkmal zu setzen.

Jeßnitz, Anhalt Ewald Stier

Eine werdende Welt

2. Palästina und die Araber

Der nahe Orient ist im letzten Jahrzehnt gänzlich in den Bereich europäischer Zivilisation einbezogen worden. Das gilt im besonderen Maße von Palästina. Aus dem bis 1914 fast bahnlosen, beinahe weglosen, gänzlich industrielosen Land ist in fast amerikanischem Tempo ein Land modernen Verkehrs und moderner Technik geworden, und auch die moderne Wirtschaft streckt schon die Hände nach ihm aus. Der „Haifa-Kantara-Expreß" vermittelt den Anschluß Palästinas an Ägypten und damit an die internationale Weltwirtschaft, und die kurz vor dem Krieg vollendete Bahnlinie Haifa-Damaskus mit ihren dem inneren Verkehr dienenden Nebenlinien verbindet Palästina mit dem fernen Osten und zugleich mit der Südgrenze des türkischen Reiches. Noch überraschender ist die Entwicklung des Automobilwesens; das Automobil schlägt die Konkurrenz der Eisenbahn; auf erträglich guten Wegen führt es in kürzester Zeit nach Jerusalem und Jericho, zum See Tiberias und zum Karmel; ja selbst in das früher gänzlich weglose und fast ganz unbekannte Ostjordanland (Transjordanien) brachte es uns über Essalt zu den Höhen des Adschlun, durch das tiefe Tal des Jabbok zu der alten Römerstadt Dscherasch (Gerasa). Und so, wie das Automobil die Entwicklung zur Eisenbahn überspringt, so wird bald Palästina — das Zeitalter der Gasbeleuchtung überspringend — weit und breit von elektri-

schen Drähten überspannt sein, die die Wasserkraft des Jordan als elektrische Energie bis in die primitivsten Dörfer tragen werden. Das Reittier verschwindet immer mehr; nur die schwere Lasten leicht und billig tragenden Kamelherden bringen auch heute noch das Getreide der Jesreelebene zum Stapelplatz nach Haifa oder Akko und die Trauben und Tonwaren Hebrons zu den großen Warenlagern und Bazaren nach Jerusalem.

Damit, daß Palästina, das dem Abendländer bisher wesentlich das Land der Religionen war, nun ganz unserer europäischen Zivilisation, Technik, Industrialisierung, ja der abendländischen Lebensform als Ganzem erschlossen ward, ist eine fast unmerklich eindringende, aber doch deutlich bemerkbare Umwandlung des abendländischen Verhältnisses zu diesem Land verbunden. Aus dem Lande frommer Pilger beginnt zu werden das Land modernen Reise- und Touristen-Verkehrs, der trotz aller äußerlicher Traditionsmystik die frommen Beziehungen zum Lande immer mehr verlieren wird. Gewiß, die „heiligen Stätten" bleiben, aber sie werden noch mehr, als bisher, reine Schaustätten; in wenigen Stunden lassen sie sich erledigen: des Morgens sieht man die alte Patriarchenstadt Hebron mit den traditionellen Patriarchengräbern und dem Hain Mamre, des Mittags verehrt man in der Geburtskirche zu Bethlehem in der tiefen Hohle der Stätte, die als Geburtsstelle Jesu gilt, und des Nachmittags vielleicht schon ist man unterwegs in der grauenhaften Steinwüste des judäischen Gebirges, um in der Palmenstadt Jericho sich an uralter Quelle zu erfreuen und zu neuen Taten sich auszuruhen. Wir christlichen Abendländer, die wir so wie so die Fähigkeit zu andächtiger Stille und zu wahrhafter Feier weithin verloren haben, tragen nun auch in das „Land Jahves und Jesu" diesen Geist rein technischer Zivilisation mit all seinen Begleiterscheinungen. Der einsame Garten Gethsemane wird zum Schauobjekt neugieriger Mengen werden, auf dem Olberg mit der Weite seines Blicks auf die heilige Stadt und das geheimnisvolle Tote Meer mit dem steil abfallenden Massiv des Ostjordangebirges wird man den Sonnenuntergang beobachten, wie auf den Bergen der Schweiz; der Brunnen zu Nazareth und die alte Opferstätte zu den vierzig Eichen auf dem langgestreckten Rücken des Karmel wird Menschen sehen, die keine Ahnung davon haben, daß es ein heiliges Land der Seele gibt.

Man mag diese Säkularisierung Palästinas bedauern, und gerade der, der dort vor 1½ Jahrzehnten noch den fast unberührten Geist des Orients, die schlichte Frömmigkeit heiliger Pilgerfahrt und eine fast noch verborgene Natur des Landes und Volkes fand, wird viel vermissen — aber rückgängig machen läßt sich diese Entwicklung nicht mehr. Auch Palästina muß den Weg des Einbezogenwerdens in europäische Zivilisation und Kultur gehen. Daß das ein Weg voller Entsagung, vielfacher Krisen und sicherlich nicht so ohne Weiteres des Glückes ist, das weiß der, der die Brüchigkeit, Hohlheit, Äußerlichkeit und Seelenlosigkeit der europäischen Kultur in der Berührung mit der Welt des Orients noch deutlicher kennen gelernt hat, als es vielleicht ganz von dieser Kultur in ihrem Heimatgebiet umfangen möglich ist.

Äußerlich betrachtet fällt das Einbezogenwerden dieses kleinen, armen Landes und Volkes in den Kreis der europäischen Kultur, Wirtschaft und Zivilisation im Wesentlichen zusammen mit der Übernahme des Landes durch England als Mandatar des Völkerbundes. Durch den Ausgang des Krieges ist England einflußreichste Macht in den gewaltigen Ländermassen vom Nil bis zum Euphrat, von Kairo bis Bagdad geworden. In diesem großen Länderkomplex bedeutet Palästina weder seiner Bevölkerungszahl nach (nur etwa 800 000 Einwohner) noch seinen wirtschaftlichen Möglichkeiten nach etwas Besonderes. Das Ziel Englands bei der Annahme des Mandats über Palästina, das sich seine eigene Staatlichkeit ja überhaupt erst schaffen mußte, ist ein rein politisches. Darüber darf auch die berühmte Balfour-Deklaration des Jahres 1917, die Palästina dem Judentum als eine nationale Heimstätte zur Verfügung stellte, nicht hinwegtäuschen. Palästina und das ihm eng angegliederte Transjordanien, das trotz eigener staatlicher Spitze mit unter dem englischen Oberkommissar Palästinas steht, ist für England als die Landbrücke über den Irak nach Indien unentbehrlich. Der alte Satz der Geschichte, daß, wer Ägypten hat, auch Palästina haben muß, hat sich wiederum durchgesetzt. Ägypten ist nicht zu halten, wenn seine Ostgrenze durch eine fremde Macht bedroht wird; das gilt bei den modernen Verkehrs- und Kriegsmitteln mehr denn je; und Palästina schwebt machtlos in der Luft, wenn es nicht Anschluß nach Norden (den der Ausgang des Krieges zerrissen hat) oder nach Süden hat. England braucht Palästina aus dem Zwang seines Imperiums heraus.

Dabei ist die Position Englands in der werdenden Staatlichkeit Palästinas selbst nicht allzu schwierig. Dem Arabertum erschien es zunächst als Befreier von türkischer Miß- und Zwangswirtschaft, den Christen als christliche Macht, den Juden als Bringer der jüdischen nationalen Heimstätte; als aber nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gingen, als die steuerliche Bedrückung nicht geringer wie zur Türkenzeit wurde, als England nicht daran dachte, dem vorwiegend mohammedanischen Lande einen christlichen Stempel aufzudrücken, als das ansässige und einwandernde Judentum weder für seine religiösen noch wirtschaftlichen Hoffnungen (Landinbesitznahme) seine Träume erfüllt fand, als England unverhüllt aussprach, daß es nicht die Absicht habe, größere Geldmittel zur kulturellen und wirtschaftlichen Erschließung dem Lande von sich aus zur Verfügung zu stellen: da kühlte naturgemäß die Begeisterung für England, die an manchen Stellen groß gewesen war, ab. Der Einzug des neuen englischen Oberkommissars für Palästina, Lord Plumer, eines alten Generals katholischer Konfession, als Nachfolger des Juden Sir Herbert Samuel, den ich in den Augusttagen von den Terrassen am Jaffator beobachten konnte, vollzog sich ohne jede größere Erwartung und unter fast allgemeiner Teilnahmlosigkeit aller Volksschichten Jerusalems. Dennoch braucht die palästinensische Politik Englands aus dem Lande selbst nichts zu befürchten; sie wird jederzeit zwischen den verschiedenen Interessen der Christen und Mohammedaner, der arabischen Einwohnerschaft und der jüdischen Einwanderung zu vermitteln haben und jederzeit in der Lage sein, dieselben gegeneinander auszuspielen.

Hinter der Besitzergreifung Palästinas selbst und der palästinensisch-innerpolitisch auch schon wichtigen arabischen Frage (Erwachen des nationalen Bewußtseins der Palästina-Araber als bestimmender Macht für das neue Staatswesen) steht aber eine sehr viel größere Frage. Das ist die *arabische* Frage als solche. So gewiß auch andere Mächte, besonders Frankreich durch seinen nordafrikanischen und syrischen Besitz an ihr beteiligt sind, so gewiß ist diese Frage *zunächst* eine Frage, die wesentlich das englische Weltreich angeht. Darüber hinaus ist sie allerdings und wird sie in ständig wachsendem Maße immer mehr werden eine der großen Schicksalsfragen Europas, auch des christlichen Europa.

Der stärkste Eindruck, der mir nach langem Aufenthalt in den verschiedenen Ländern des nahen Ostens blieb, ist der, daß das Schicksal Europas, auch des christlichen Europa, aufs engste mit dem Schicksal des nahen Ostens verbunden ist. Ich weiß, daß das nicht nur für den nahen Orient, sondern in demselben Umfang für den ferneren Osten (Ostasien) und für die Negerfrage Afrikas gilt; aber die *nächste* Erschütterung der europäischen Vorherrschaft wird meines Erachtens aus der türkisch-arabischen Welt kommen.

Die Entwicklung in der Türkei ist bekannt: Loslösung von europäischer Vorherrschaft durch radikale Übernahme

der technischen und geistigen Kräfte des Abendlandes, um dadurch eine nationale, wirtschaftliche und kulturelle Selbständigkeit, ja Selbstgenügsamkeit zu ermöglichen. Ob die radikale Durchführung dieses Experimentes auf einem psychologisch kaum vorbereiteten, mit der rein religiös bestimmten orientalischen Kultur ganz verwachsenen Boden gelingt, ist fraglich. Nicht fraglich aber ist, daß die Aneignung des abendländischen Wissens und Könnens, die im ganzen nahen Orient in unglaublichem Maße Fortschritte macht, in naher oder ferner Zukunft zu einer Entscheidung führt. Denn mit dieser Aneignung der abendländischen Fähigkeiten und Möglichkeiten hängt aufs engste der Drang nach nationaler Selbständigkeit und die Ablehnung der europäischen Vorherrschaft zusammen. Marokko ist nur ein Beispiel; der Kampf Ägyptens um seine Freiheit, auf den wir noch zu sprechen kommen, ist vielleicht entscheidend; Syrien zeigt, daß die rohen Methoden einer europäischen Kolonisation allerschlimmster Art heute schon Bankerott machen, und Irak wie Hedschas, Palästina wie Transjordanien beweisen die Unsicherheit der Lage einer europäischen Herrschaft, deren machtvollste Möglichkeiten schon zum großen Teil von einer nationalarabischen Idee übernommen sind. Prophezeien ist schwierig und undankbar: aber das kann man wohl sagen: vom nahen Osten aus gesehen ist die europäische Vorherrschaft nur eine Vorherrschaft auf Zeit; und es scheint mir so, daß die Zeiger der Uhr, die die Ablösung dieser Vorherrschaft anzeigen, schon weit vorgerückt sind. Europa kann auf die Dauer die Fragen und Probleme des nahen Ostens nicht bewältigen. Es gibt dem nahen Osten in steigendem Maße seine eigenen Errungenschaften: unabhängige Bildung, unendliche technische Kraft, Schulen, Universitäten, Verwaltungsmethoden, Verfassungen, Bahnen, Flugzeuge, Autos — und den ganzen Geist rastlosen Vorwärtsdringens, technischer Begabung, klarster und nüchternster Wirklichkeitserkenntnis, rein materiellen Fortschritts. Aber gerade die Übernahme dieses Geistes bewirkt es, daß sich von dem alternden Europa, das kaum mit sich selbst fertig wird, der nahe Orient als selbständige Macht trennen wird. Das braucht nicht ohne Weiteres den „Untergang des Abendlandes" zu bedeuten, aber es wird wohl sicher die Verdrängung Europas aus seiner Vormachtstellung in der ganzen Welt bedeuten. Man mag sagen: eine trübe Perspektive! Aber wo in aller Welt haben wir die Verheißung der Ewigkeit abendländischen Seins und christlicher Kultur? Auch eine christliche Geschichtsphilosophie darf vor den realen Tatsachen die Augen nicht verschließen, daß auch die Übernahme einer sogenannten christlichen Kultur kein Garant für den Bestand von Staaten, Völkern und Völkergruppen ist.

Wie verhält sich England dieser Zukunftsperspektive gegenüber?

Es führt gegenüber den Gliedern des Orients innerhalb seines vielgestaltigen Imperiums eine außerordentlich bewegliche Politik (von der losen Bindung durch einen „Vertrag" über die Verpflichtungen einer Mandatsmacht des Völkerbundes bis hin zur straffen Form eines Protektorats) mit der Tendenz, möglichste Freiheit der ihm angegliederten Völker mit möglichst großer Bindung an die Interessen des Imperiums zu verbinden. Was dabei herauskommt, ist oft kein logisches Gebilde, oft sogar eine unklare und unsichere Lage (Ägypten). Aber für diese Übergangszeit der Loslösung des Orients ist es doch eine sehr kluge Politik. Sie kann es vielleicht verhindern, daß die europäische Krisis im nahen Osten, die jetzt schon da ist, und deren Ursache gerade der Zusammenstoß zweier so verschiedener Welten wie Orient und Okzident ist, sich zu einer Katastrophe auswächst; aber nicht verhindern wird sie die Bildung einer Reihe arabischer Nationalstaaten auf dem Boden des nahen Ostens. Die Struktur dieser Staatenbildungen wird davon abhängen, ob das Beispiel der entschlossenen Säkularisierung und der unbesehenen Übernahme der europäischen Zivilisation von Seiten der türkischen Republik Nachahmung findet, oder ob der Geist des religiös bestimmten Flügels des Islam auch trotz der Übernahme der gesamten europäischen „Fassade" sich behauptet. Fest steht jedenfalls, daß es falsch ist, nur von einer Krisis des Orients und seiner Religion, des Mohammedanismus zu reden, sondern daß mit derselben Deutlichkeit von der Krisis des Abendlandes im Orient zu reden ist.

Das palästinensische Land legt dabei als die Geburtsstätte auch der christlichen Religion, die ja zum wesentlichen Teil den Typus des gesamten Abendlandes geformt hat, die Frage nahe, welche Bedeutung bei der zu erwartenden Entwicklung dem Christentum zukommt. Palästina ist ja auch heute noch trotz wesentlicher Veränderung seines Antlitzes das Land der Religionen, und trotz der beginnenden Säkularisierung des orientalischen Geistes ist der vielgestaltige Einfluß des Islam — auch in der nationalen Bewegung — noch stark zu spüren. Die christliche Mission der verschiedensten christlichen Konfessionen kann gegenüber dem jetzt stark national unterbauten, immer noch festen Gefüge der Welt des Mohammedanismus kaum etwas ausrichten. Aus der türkischen Republik, die jeden fremden, auch den christlichen Einfluß ausschalten will, um unbeobachtet auf orientalische Methoden das Werk ihrer Säkularisierung des gesamten Staats- und Volkslebens zu betreiben, ist sie völlig ausgeschaltet; in den arabischen Teilen der früheren Türkei, Palästina inbegriffen, wird sie aus politischen Gründen von den christlichen Okkupationsmächten keine Förderung erwarten dürfen; sie kann nichts Anderes tun, als durch den Erweis christlicher Liebe den Völkern des Orients ein Christentum zeigen, das unabhängig von dem Bestand oder Vergehen abendländischer Kultur stärkste Kraft für die gottgebundene Persönlichkeit ist. Bei der immanenten Krisis des Islams, bei der unaufschiebbar fortschreitenden Säkularisierung der Welt des Orients, die die Krisis des Islam aufs höchste steigern wird, bei der Frage nach der Vergänglichkeit aller Kultur, auch der christlichen Kultur des Abendlandes, verkündigt das Land Jesu auch heute noch die Überordnung einer in der Welt Gottes verankerten Persönlichkeit und ihres Werkes über alle Vergänglichkeit der Welt: Völker, Staaten, Kulturen und — Religionen eingeschlossen.

Frankfurt a. M. Erich Meyer

Jahresabschluß am Ogowe

Vgl. CW 1925 Nr. 27/28 und 46/47

Lambarene, 29. 12. 25

Das war ein trauriger Weihnachtstag. Ein armer junger Schweizer, Staehli mit Namen, starb im Spital am Weihnachtsnachmittag an den Folgen eines schweren Sonnenstiches. Am Heiligen Abend trugen wir ihm noch ein kleines (künstliches) Tannenbäumchen hinunter und sangen ihm Weihnachtslieder. Er freute sich sehr daran. Am andern Morgen verschlimmerte sich sein Zustand plötzlich, und wir mußten uns darein ergeben, ihm nicht helfen zu können. Wie schwer ist dies: nicht mehr helfen zu können! In der Heimat dachten eine Mutter und eine Braut seiner an diesem Weihnachtstag. — Er wurde unter den Orangenbäumen des Friedhofs der katholischen Mission beerdigt, am Stephanstage Morgens.

Am Nachmittag trat ich eine Holzreise an. Etwa achtzig Kilometer flußabwärts hinten in einem See liegt eine Sägerei. Dort sollte mich ein nach Lambarene herauffahrender Dampfer erwarten, um sechs Kubikmeter Bretter für mich zu laden. Mit fünf Halbinvaliden des Spitals fuhr ich in einem großen Canoe der katholischen Mission den Fluß hinunter, das heißt: wir ließen das Boot treiben wie ein Floß, uns damit begnügend, es zu regieren; eigentlich verlangte es zwanzig Ruderer. Es war eine wundervolle Mondscheinfahrt durch den Urwald. Als wir am Morgen ankamen, erfuhren wir, daß der Dampfer, ohne sich an die Verabredung zu halten, ohne an der Sägerei anzulegen, einen anderen Flußarm hinaufgefahren sei!

Was tun mit dem mächtigen Boot und meinen fünf Halbinvaliden? Das Boot sollte mit Holz beladen und durch den Dampfer hinaufgeschleppt werden. Mit meinen fünf Ruderern es den Strom hinaufzubringen, daran war nicht zu denken. An der Sägerei konnte ich es nicht lassen, denn es wäre gestohlen worden. So blieb nichts Anderes übrig als es fünfundzwanzig Kilometer durch den See in einen Flußarm zu führen, der weiter stromabwärts bei der Missionsstation N'Gomo in den Hauptstrom des Ogowe

mündet, und von N'Gomo aus eine Gelegenheit zur Heimkehr zu suchen. Und damit die Reise nicht ganz vergeblich sei, beschloß ich das Boot mit drei Kubikmetern Brettern zu beladen trotz des Murrens meiner Halbinvaliden. So fuhren wir ab, unter dem Gelächter der Leute, die die Idee, das große Boot mit so großer Ladung und nur sechs Ruderern — ich selber ruderte — über den See zu bringen, gar zu komisch fanden. Es war auch komisch. Wir kamen nur im Schneckentempo vorwärts. Die Nacht brach herein, als wir noch nicht ein Drittel des Weges zurückgelegt hatten. Wir schliefen in einem Negerdorf: fast hätte meine Mannschaft gemeutert. Zuletzt aber brachte ich doch wieder alles in Gang. Nach einigen Stunden kamen wir in den reißenden schmalen Flußarm, der aus dem See in den Hauptarm des Ogowe führt. Kaum konnten wir das schwerbepackte Boot regieren. Es torkelte von einem Ufer ans andere. Aber zuletzt gelang es uns doch, glücklich in dem Landungsplatz von N'Gomo anzulegen. Ein Floß, das eine Stunde später den gleichen Flußarm herunterfuhr und für die Sägerei zu N'Gomo bestimmt war, hatte nicht dasselbe Glück: es trieb in der reißenden Strömung vorbei und ging in den Strudeln in die Brüche.

Ein Motorboot, das zufällig von N'Gomo nach Lambarene hinauffuhr, brachte mich heute, Dienstag, nach Hause. Das Holz und das große Canoe sind in der Obhut der Missionare von N'Gomo. Vielleicht läßt sich der Führer eines Dampfers erweichen, beides nach Lambarene zu schaffen. Das kann aber Wochen dauern. Bis dahin lebe ich in steter Angst, daß das kostbare Fahrzeug gestohlen wird oder beim Schleppen Schaden erleidet. Es ist aus einem Baumstamm gehauen und kann drei Tonnen tragen.

So habe ich vier Tage verloren. Wie viele Tage verliert man so in Afrika und auf welch ermüdende und aufregende Art!

Herzlichst Ihr Albert Schweitzer

Geschichte und Endgeschichte

1

Geschichte kann ein Doppeltes bedeuten. Entweder, wenn man einmal den allerallgemeinsten Ausdruck wählt, Geschehen, oder, wiederum im allgemeinsten Sinn genommen, die Wissenschaft vom Geschehen, „Historie". Endgeschichte ist, der ersteren Bedeutung entsprechend, das, was am Ende geschehen wird. Am Ende aber eben doch noch vor dem Ende, noch innerhalb des die Geschichte bildenden Geschehens.

Was sagt die Wissenschaft vom Geschehen über das Endgeschehen? Was sagt die Historie über die Endgeschichte?

Wollen wir hier klar sehen, so müssen wir wieder innerhalb der Wissenschaft ein Doppeltes unterscheiden: die empirische Erforschung des Geschehens und die philosophische Reflexion über das Geschehen; anders ausgedrückt: die empirische Geschichtsforschung und die Geschichtsphilosophie.

Daß die Geschichtsforschung für die Frage nach der Endgeschichte ausscheidet, liegt auf der Hand. Sie hat es mit dem Vergangenen zu tun. Über die Zukunft kann sie nichts aussagen. Man redet freilich von „historischen Gesetzen". Sollte es nicht möglich sein, mit ihrer Hilfe das Kommende zu berechnen, wie der Astronom mittelst der mathematischen Naturgesetze den Lauf der Gestirne auf Tag und Stunde zu berechnen vermag? Du Bois Reymond hat in seinem einst berühmten Vortrag über die Grenzen des Naturerkennens ein Ideal der Wissenschaft gezeichnet, das in einer mathematischen Formel bestünde, in der der ganze Weltprozeß zum Ausdruck käme. Mit Hilfe dieser Formel läse der von Laplace angenommene Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte der Natur kennte, in seinen Gleichungen den Tag, da das griechische Kreuz von der Sophienmoschee blitzen oder England seine letzte Steinkohle verbrennen wird. Aber eine solche Formel gibt es nicht. Sie wäre denkbar für die mathematisch berechenbare Natur. Sie ist undenkbar für die Geschichte. Denn in der Geschichte geschieht Neues. Berechenbar ist nur das ewig sich gleich Bleibende, mit dem es die Mathematik und die auf Mathematik reduzierbare Naturwissenschaft zu tun hat. Wo Neues geschieht, da hört die Berechenbarkeit auf. Da hilft auch nicht das „historische Gesetz". Ob es ein solches überhaupt gibt? Die Naturwissenschaft hat es mit dem „Allgemeinen" zu tun. Sie geht auf Gesetze aus, die immer allgemein sind. Die Historie hat es mit dem Besonderen, Individuellen zu tun. Man darf nur den Begriff des Individuellen nicht sinnwidrig verengern. Individuell ist nicht bloß der einzelne Mensch, sondern auch ein ganzes Volk, ein ganzer Stand, eine ganze Kultur. Ja die ganze Menschheit ist eine Individualität. Das Individuelle aber läßt sich nicht in Gesetzesbegriff fassen. Das Besondere ist das Gegenteil des Allgemeinen, das Individuelle das Gegenteil des Gesetzes. Es gibt deshalb streng genommen keine historischen Gesetze. Was man so nennen könnte, sind die Regeln, welche die Männer der Praxis, Staatsmänner, Politiker aus dem Studium der Geschichte für ihr Handeln ableiten. Aber historische Gesetze im strengen Sinn der Naturgesetze, vollends solche, mittelst deren man die Zukunft berechnen könnte, gibt es nicht. Eine Geschichte der Zukunft, die mehr sein soll als ein Roman, kann Niemand schreiben. Wir müssen einfach abwarten, was kommen wird. Der empirische Geschichtsforscher hat es mit der Vergangenheit zu tun, nicht mit der Zukunft, mit der abgelaufenen Geschichte, nicht mit der Endgeschichte.

2

Anders die Geschichtsphilosophie. Sie ist Sinndeutung des Geschehens. Sie fragt nicht nach dem tatsächlichen Verlauf der Geschichte, sondern nach dem Sinn, der in ihm sich verwirklicht. Hat die Geschichte überhaupt einen Sinn? Ist nicht das ganze Weltgeschehen ein sinnloses Getriebe ohne Zweck und Ziel? Der Geschichtsphilosoph, welcher die Frage nach dem Sinn der Geschichte bejaht, treibt nicht mehr reine Wissenschaft. Er fußt auf einer persönlichen Überzeugung, genauer auf einer persönlichen Wertung. Was ihm als höchster denkbarer Wert gilt, darin sucht er auch den Sinn der Geschichte. Der marxistisch denkende Philosoph sieht ihn in der Erzeugung wirtschaftlicher Werte und Ordnungen, der idealistische Philosoph in dem Sichdurchsetzen des Geistes, der Eudämonist in der Wohlfahrt Aller, Nietzsche in der Züchtung des Übermenschen. Immer sind es die persönlichen Ideale des jeweiligen Geschichtsphilosophen, welche seine Sinndeutung bestimmen. Das ist auch dann so, wenn er selbst meint mit seiner Sinndeutung reine Wissenschaft zu bieten. Man denke an die geschichtsphilosophischen Gedanken August Comtes, des Begründers des französischen Positivismus. Er erblickt den Sinn der Geschichte in dem Gesetz der drei Stadien. Die geistige Entwicklung der Menschheit habe drei Stadien durchlaufen: das theologische, das metaphysische und das positivistische. Die Herrschaft der Religion (erstes Stadium) wurde abgelöst durch die Metaphysik (zweites) und dieses durch die positive Wissenschaft (drittes Stadium). Auf dieser dritten Stufe enthülle sich der Sinn, der im ganzen Prozeß sich auswirkt. Und zwar glaubt Comte mit diesem Gesetz der drei Stadien ein rein wissenschaftliches Ergebnis festzustellen. In Wirklichkeit ist es der Ausdruck eines Werturteils — des Werturteils, daß die Menschheit im Wissen ihre höchste Bestimmung erreiche. Wer dieses Werturteil nicht teilt, für den hat das ganze Comtesche Gesetz keine Geltung.

3

Was sich bis hieher ergeben hat, ist der Satz: Jede Sinndeutung der Geschichte beruht auf einer persönlichen Wertung. Die weitere Frage, die uns unserem Thema gemäß interessiert, ist die: Führt vom Sinn der Geschichte eine Linie zum Ende der Geschichte? Muß, wer einen Sinn der Geschichte glaubt, auch eine Endgeschichte glauben, in der jener Sinn zur vollen Verwirklichung kommt?

Notwendig ist dies nicht. Man kann nicht sagen, daß Sinn und Endgeschichte sich gegenseitig fordern. Die Annahme einer Endgeschichte allerdings fordert als ihre Voraussetzung den Glauben an einen Sinn der Geschichte. Aber nicht umgekehrt. Ich kann an einen Sinn der Geschichte glauben, ohne daraus folgern zu müssen, daß es in der Endzeit einen Idealzustand geben werde, in welchem der Sinn zur vollkommenen Erscheinung kommt. Das könnte auch erst in einer jenseitigen Welt geschehen. Der

Sinn könnte auch so gefaßt werden, daß er überhaupt an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Wenn wir also unsere Frage wiederholen, ob vom Sinn eine Linie führt zum Ende, so können wir nur sagen: sie kann, aber sie muß nicht. So ist sie auch tatsächlich oft gezogen worden; aber sie ist nicht immer gezogen worden. Für beides bietet die Geschichte Belege. Nur zwei Beispiele seien hier erwähnt, für jede Möglichkeit eines.

Lessing sieht den Sinn der Geschichte in der Erziehung des Menschengeschlechts, und das Ziel der Erziehung sieht er erreicht in einer Vollendungszeit, in der das dritte ewige Evangelium in Geltung steht, das Gute um des Guten, nicht um Lohnes willen getan wird und damit die reine Vernunftreligion zur Herrschaft kommt. Hier also ist die Linie vom Sinn der Geschichte zur Endgeschichte gezogen. Ein Idealzustand, in welchem die reine Vernunft die Herrschaft hat, ist das Ziel, auf das der ganze Entwicklungsprozeß — „Erziehung des Menschengeschlechts" ist hierfür nur der theologisch gefärbte Name — hinaus will. Dem naheliegenden Einwand, daß die vielen Einzelnen, welche vor dem Eintritt der Endvollendung gestorben sind, von ihrem Genuß ausgeschlossen sind, begegnet Lessing mit dem Gedanken der Seelenwanderung. Vielleicht, daß die jetzt Verstorbenen später in diese irdische Welt zurückkehren und dann an den Segnungen der Endzeit teilhaben werden.

Für Hegel ist die ganze Geschichte die Selbstentfaltung Gottes oder des absoluten Geistes. Das ist ihr Sinn, daß auf allen Stufen der geschichtlichen Entwicklung der absolute Geist zu einer reineren Entfaltung kommt. Von der Geschichte gelten die Worte des Erdgeistes im Faust: „So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid." Endgeschichte im strengen Sinn ist das nicht. Die Linie, die von Lessing gezogen ist, zieht Hegel nicht. Das Ineinander göttlicher und menschlicher Entwicklung, das auf jeder Stufe der geschichtlichen Entwicklung sich vollzieht, ist wie ein Ersatz der Endgeschichte. Die Gottmenschheit ist nicht das Ende, sondern das Ganze der Geschichte.

4

Aber wir brauchen, wenn wir nach endgeschichtlichen Theorien suchen, nicht bloß von den Philosophen im engeren Sinn zu reden. Auch politische und wirtschaftliche Bewegungen, wie der Kommunismus und Sozialismus, haben ihre endgeschichtliche Eschatologie. Das, was ihnen ihre Stoßkraft verleiht, ist das ideale Zukunftsbild, das sie ihren Anhängern vor Augen malen.

Aber allen diesen endgeschichtlichen Bildern, mögen sie nun von Philosophen oder Dichtern oder politischen Agitatoren gezeichnet werden, haftet ein Mangel an, den schon Lessing empfunden hat: die ungeheure Prärogative, welche der Generation der Endzeit eingeräumt ist. Alle früheren Generationen können die herrliche Endzeit nur ersehnen und erhoffen; sie müssen vielleicht um ihren Anbruch kämpfen und leiden. Aber sie erleben dürfen sie nicht. Sie gleichen Mose auf dem Berg Nebo, der das gelobte Land von ferne schauen, aber nicht betreten durfte. Und diese Verkürzten sind nicht einzelne Wenige, sondern es ist die überwältigende Mehrzahl. Millionen von Generationen sinken dahin, bis die eine kommt, welche das Ziel erreicht. Und wie wird es mit der einen Generation sein, wenn sie das Ziel erreicht hat? Wird sie ewig auf der beglückten Erde leben — dann wäre der Kontrast zu den zu früh Geschiedenen nur um so schneidender — oder wird auch sie dahinsinken, wenn ihre Stunde gekommen ist: wo bleibt dann der Sinn der Geschichte, wenn die Endgeschichte zugleich das Ende der Geschichte ist? Oder werden nach jener einen beglückten Generation noch ungezählte weitere aufstehen und alle an den Segnungen der Endzeit teilhaben? Aber kann man dann noch von Endgeschichte reden, wenn es doch endlos weitergeht?

Man könnte versuchen, den Kontrast zwischen den Bevorzugten und Verkürzten dadurch zu lösen, daß man für die Letzteren ein jenseitiges Leben annimmt, wo sie in unverkürzter Fülle empfangen, was ihnen auf Erden versagt war. Aber was soll dann noch die Endgeschichte? Wozu dann noch die eine Generation der Endzeit, wenn Millionen von Generationen schon im Besitz dessen sind, was die irdische Menschheit in mühsamem Aufstieg in ihrer letzten Generation erreicht? Hat dieser ganze Aufstieg dann noch einen Sinn?

Das sind Schwierigkeiten, die den Gedanken der Endgeschichte drücken, sobald man ihn durchdenkt. Und die Schwierigkeiten verschärfen sich, wenn das Problem noch von einer andern Seite betrachtet wird. Man kann, statt die Menschheit als Ganzes und die einzelne Generation als Ganzes, auch den einzelnen Menschen ins Auge fassen: dann vertieft sich die Frage, die schon beim Blick auf die verschiedenen Generationen sich aufdrängte: Wie ist es mit den vielen Einzelnen, welche die Endzeit nicht erleben? Werden sie einst auf die Erde wiederkehren, um am Ende trag der Geschichte teilzunehmen, oder wird für sie dieser Ertrag verloren sein? Es ist der Gegensatz von Geschichtsphilosophie und Ethik, der sich hier auftut. Die Geschichtsphilosophie richtet ihren Blick auf das Ganze, die Ethik auf den Einzelnen. Wo ist zwischen beiden der Ausgleich?

Aber noch eine neue Schwierigkeit kommt hinzu. Jede endgeschichtliche Theorie setzt voraus, daß die ganze Menschheitsgeschichte eine einheitliche Entwicklung darstellt, die von einem gemeinsamen Gedanken beherrscht ist und einem gemeinsamen Ziel entgegenführt. Nur dann gibt es Endgeschichte, wenn die ganze vorhergehende Geschichte dem endgeschichtlichen Ziel zustrebt. Aber ist das wirklich der Fall? Wir denken an Oswald Spengler. Er kennt nur nebeneinanderstehende Kulturen, deren jede in sich eine Einheit ist und durch ein Lebensalter hindurch ihre biologische Entwicklung durchmacht. Aber untereinander haben diese Kulturen nichts gemein. Sie folgen einander zeitlich oder stehen auch nebeneinander. Aber keine wirkt auf die andere oder erfährt Einwirkungen von der andern. Jede ist für sich. Ein zusammenhängendes Ganzes bilden die verschiedenen Kulturen nicht. Es gibt also keine einheitliche Geschichte, also auch keinen Sinn der Geschichte und also auch keine Endgeschichte. Die Geschichtsphilosophen, welche eine solche behaupten, müssen also zuerst Spengler gegenüber die Voraussetzung erkämpfen, unter der allein eine Endgeschichte möglich ist: die Einheitlichkeit der Menschheitsgeschichte überhaupt.

Außerdem wird es gelten, die Voraussetzungen zu prüfen, welche allein den Glauben an einen Sinn der Geschichte und weiterhin an eine Endgeschichte ermöglichen und die, wie schon gezeigt wurde, durchaus persönlich bedingt sind. Wird jener Glaube einer solchen Prüfung standhalten, wenn noch alle die Schwierigkeiten, die eben genannt wurden, in die Wagschale fallen?

5

Aber es ist ja nicht bloß die Philosophie, in welcher der Glaube an eine Endgeschichte wurzelt. Eine starke Wurzel hat er auch in der Religion. Vielleicht hat sogar Paul Althaus nicht ganz Unrecht, wenn er meint, die idealistischen, sozialistischen, kommunistischen Zukunftsbilder seien nur eine Säkularisierung der biblischen. Auch die biblische Eschatologie ist ja in weitem Umfang endgeschichtlich orientiert. Die Propheten des Alten Testaments erwarten am Ende der Geschichte die Aufrichtung des Davidischen Messiasreichs. Der Berg Zion wird über alle Berge erhaben sein. Alle Völker werden hinzuströmen und den Gott Israels anbeten. Israel, schon jetzt der Mittelpunkt der Weltgeschichte, wird in der Endzeit auch äußerlich die ihm gebührende Stellung einnehmen. Es wird über die Völker herrschen und sie zu einem großen Friedensreich vereinen. Das ist das Bild der Endzeit, wie es den Pro-

pheten vor Augen steht. Freilich hat die prophetische Zukunftserwartung in der späteren Zeit einen starken Wandel durchgemacht, dem gerade das endgeschichtliche Element zum Opfer fiel. In der Danielischen Weissagung und der anschließenden Apokalyptik ist das Ende nicht mehr das messianische Reich auf Erden, sondern der Vollendungsstand der Erwählten im Himmel. Nicht mehr um das Volk als Ganzes handelt es sich und nicht mehr um das Volk als Nation, sondern um den Einzelnen. Die Einzelnen, die vor dem großen Weltdrama der Endzeit gestorben sind, werden wieder auferstehen, die Einen zu ewigem Leben, die Andern zu ewiger Schmach. Die alten Propheten wußten von einer Auferstehung der Einzelnen nichts. Sie haben es nur mit dem Volk zu tun, das eine herrliche Zukunft erleben wird. Der Einzelne liegt außerhalb ihres Gesichtskreises. Was es mit denjenigen Einzelnen sein wird, welche die Endzeit nicht erleben, fragen sie nicht. Jetzt dagegen, in der Danielischen Zeit, tritt das Volk in den Hintergrund. Das Interesse haftet an dem Einzelnen, und im Zusammenhang damit ergibt sich die Lehre von der Auferstehung. Weiter ist damit gegeben, daß das ganze Danielische Zukunftsbild ein himmlisches, transzendentes wird. Eine Endgeschichte auf Erden gibt es nicht. An ihre Stelle tritt der große kosmische Akt, dessen einzelne Szenen teils im Himmel, teils zwischen Himmel und Erde sich abspielen. Die Hoffnung der alten Propheten ist endgeschichtlich; die Hoffnung bei Daniel ist himmlisch, transzendent.

Einen gewissen Ausgleich zwischen der endgeschichtlichen und jenseitigen Zukunftserwartung bildet der Chiliasmus, die Lehre vom tausendjährigen Reich, wie sie innerhalb des Neuen Testaments im 20. Kapitel der Offenbarung Johannis sicher vertreten ist. Zuerst wird Christus mit den Seinen tausend Jahre auf Erden herrschen — dies das endgeschichtliche Element der alten Propheten. Dann aber kommt erst die letzte Endvollendung: allgemeine Totenauferstehung, jüngstes Gericht, ewiges Leben, ewige Verdammnis — dies das übergeschichtliche, transzendente Element der Danielischen und nachdanielischen Apokalyptik.

Aber nicht bloß im Chiliasmus tritt uns ein Stück endgeschichtlicher Erwartung entgegen. Auch sonst finden wir im Neuen Testament Vorstellungen, welche der endgeschichtlichen Eschatologie angehören. Nicht zwar in der Erwartung der Wiederkunft (Parusie). Denn die Wiederkunft macht, wo nicht chiliastische Vorstellungen mitspielen, aller irdischen Geschichte ein Ende. Aber der Parusie gehen gewisse Vorzeichen voraus: das Auftreten falscher Propheten und falscher Christi, Kriege und Völkerbewegungen, verheerende Seuchen und Erdbeben, Verfolgung der Gemeinde und Abfall in den eigenen Reihen, Ausbreitung des Evangeliums, Weltmission — wenn sich das alles erfüllt haben wird, dann wird das Ende da sein. Also ein mehr oder weniger genau gezeichnetes Bild der Endzeit, das im Vergleich mit manchen apokalyptischen Schilderungen nüchtern und zurückhaltend anmutet, aber doch eine Fülle von Zügen bietet, die für das Wesen der Endgeschichte charakteristisch sind.

Kein Wunder, wenn im Laufe der Kirchengeschichte die Versuche immer wiederkehren, die „Zeichen der Zeit" zu deuten und zu beweisen, daß diese oder jene Zeit die Endzeit sein müsse und daher das Ende selbst unmittelbar bevorstehe. Bei allen diesen Versuchen ist immer nur Eines vergessen, daß die ersten Christen die Wiederkunft in unmittelbarer Nähe glaubten, daß also alle die Ereignisse, die als Vorzeichen ihr vorangehen sollten, für uns, wenn sie überhaupt eintrafen, längst vergangen wären und es deshalb sinnlos ist, sie jetzt noch zu erwarten. Die ganze neutestamentliche Parusie-Erwartung und das mit ihr zusammenhängende endgeschichtliche Gemälde stellt uns überhaupt vor ein schweres Problem. Tatsächlich ist die Parusie (wenn man sie anders das sein läßt, was sie im Neuen Testament ist und nicht etwas ganz anderes „Zeitloses" daraus macht) zu der Zeit, als man sie erwartete, nicht eingetreten. Gott selbst hat auf diesem Punkt durch den Gang der Geschichte die neutestamentliche Erwartung korrigiert. Und wie die Parusie, so ist auch die Endgeschichte, die ihr vorangehen sollte, ausgeblieben oder, soweit sie eintraf, war sie eben Geschichte und nicht Endgeschichte.

Diese Beobachtungen drängen uns die Frage auf, ob nicht im Neuen Testament noch eine andere Art der Zukunftshoffnung enthalten sei als die endgeschichtliche, aber auch eine andere als die apokalyptische, und das ist in der Tat der Fall. Den letzten und tiefsten Grund der christlichen Hoffnung hat Jesus selbst aufgezeigt, als er im Sadduzäergespräch das alttestamentliche Gotteswort anführte: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs" und ihm von sich aus die Erläuterung beigab: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden." Darauf kommt es an, daß ich Gott weiß als meinen Gott, wie jene Erzväter ihn wußten als ihren Gott. In diesem Erlebnis der Gottesgemeinschaft liegt die Gewißheit des ewigen Lebens, weil Gott nicht ein Gott der Toten ist, sondern der Lebenden. In der Gottesgemeinschaft hat die christliche Hoffnung ihren letzten und tiefsten Grund, und die so begründete Hoffnung geht aufs Jenseits, nicht aufs Diesseits. Denn sie setzt jenseits des Todes ein, der den großen Schnitt macht zwischen Diesseits und Jenseits. Damit aber fällt alle endgeschichtliche Eschatologie. Sie bildet nicht einen notwendigen, integrierenden Bestandteil des christlichen Glaubens. Soweit sie im Neuen Testament enthalten ist, ist sie zeitgeschichtlich bedingt; aber sie gehört nicht zum Glaubenszeugnis des Neuen Testaments.

6

Wir haben gesehen: die philosophisch begründete Erwartung eines endgeschichtlichen Idealzustandes entbehrt der vollen Überzeugungskraft und wird von Schwierigkeiten gedrückt, deren sie sich nicht zu erwehren vermag. Die religiös begründete Erwartung einer geschichtlichen Endvollendung wird durch eine tiefere Fassung der religiösen Begründung außer Kraft gesetzt.

Das schließt natürlich nicht aus, daß man sich über die Zukunft der Geschichte, auch über ihr Ende und was diesem etwa vorausgehen mag, seine Gedanken macht. Nur das ist ausgeschlossen, daß solche Gedanken als Bestandteile des Glaubens in Anspruch genommen werden können.

Und dann darf Eines nicht vergessen werden: die Verneinung der Endgeschichte (genauer: der Möglichkeit, über die Endgeschichte eine Aussage zu machen) ist nicht zugleich eine Verneinung des Sinns der Geschichte. Es ist schon gezeigt worden: es kann eine Linie vom Sinn zum Ende gezogen werden, aber sie muß nicht. Daraus folgt: der Sinn kann bleiben, auch wenn das Ende fällt. Ja, vielleicht ist es sogar leichter, den Sinn festzuhalten, wenn man auf ein Wissen um das Ende verzichtet. Will man das nicht, glaubt man sich berechtigt, ein Bild vom Idealzustand am Ende der Geschichte zu zeichnen, so erhebt sich sofort wieder die alte Schwierigkeit: die ungeheure Prärogative der letzten Generation und der Konflikt mit der Ethik, welche es mit dem Einzelnen zu tun hat und Protest erheben muß, wenn das Schicksal des Einzelnen der Endvollendung des Ganzen geopfert wird. Diese Bedenken fallen weg, wenn ein endgeschichtliches Bild überhaupt nicht entworfen wird. Jedenfalls bleibt dabei die Bahn frei für die Frage nach dem Sinn der Geschichte, die doch schließlich die entscheidende ist, viel wichtiger, als die nach der Endgeschichte. Es war schon davon die Rede, daß eine Antwort nur möglich ist auf Grund von Voraussetzungen, die nicht wissenschaftliche Forschungsergebnisse, sondern persönliche Überzeugung des Antwortenden sind. Es ist also nichts Absonderliches oder Befremdliches, wenn

auch der Christ vom Standpunkt seines Gottesglaubens aus sie zu beantworten sucht.

Aber eben auf diesem Punkt erhebt sich dann eine besondere Schwierigkeit. Muß nicht, an der Absolutheit Gottes und an der Absolutheit der Ewigkeit gemessen, die ganze irdische Geschichte zur Sinnlosigkeit zusammenschrumpfen? Schon die Unermeßlichkeit des Kopernikanischen Weltbilds stellt uns vor die bange Frage, ob denn diese Erde, die doch nichts ist als ein Sandkorn in dem unermeßlichen Weltenall, nicht zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinkt mit allem, was sich auf ihr abspielt? Hat nicht Schopenhauer Recht, wenn er in bitterem Sarkasmus sagt, seitdem aus dem Schauplatz der Geschichte, den man für den Mittelpunkt der Welt hielt, eine von den kleinen leuchtenden Kugeln geworden ist, wie sie zu Dutzenden im unendlichen Raum sich um zahllose Kugeln wälzen, eine Kugel, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat, müssen wir doch endlich die Meinung aufgeben, als ob dieser irdischen Geschichte irgendeine besondere Bedeutung zukomme. Und wenn wir uns vollends nicht bloß an der quantitativen Unermeßlichkeit der Welt, sondern an der qualitativen Absolutheit Gottes und der Ewigkeit messen, wird uns die völlige Bedeutungslosigkeit der irdischen Geschichte zum selbstverständlichen Axiom.

Aber diese Folgerung gilt doch nur dann, wenn man vergißt, daß der christliche Gottesglaube auch Schöpferglaube ist. Gott hat die irdische Welt geschaffen und in der von ihm geschaffenen Welt dem Menschen seine Aufgabe gestellt. Wenn er im Gehorsam gegen Gott diese Aufgabe erfüllt, so braucht ihn der Gedanke an den absoluten Abstand zwischen Gott und Welt nicht zu stören. Er weiß, daß er in der Erfüllung seiner irdischen Aufgabe dem Willen Gottes gehorcht, und das gibt seinem Leben Sinn und Wert. Und nicht bloß seinem Leben, sondern auch dem Leben der Andern, dem Leben der Menschheit, der Geschichte. Die natürlichen und sittlichen Güter der Familie, des Volks, des Rechts, des Staats, der Kultur, der Wissenschaft, der Kunst, welche die Menschheit in ihrer Geschichte herausarbeitet, sind ihm ein Ausdruck des Schöpferwillens Gottes; und in dieser Erkenntnis ist er über die Versuchung hinaus, die Geschichte als wertlos abzuschätzen, weil sie am absoluten Wert gemessen relativ erscheint. Als Ausfluß des absoluten Willens Gottes gewinnt auch das Relative am absoluten Werte Teil.

Auch der Gegensatz von Menschheitsganzem und einzelnem Individuum, von Geschichtsphilosophie und Ethik ist dann überwunden. Was von Wertvollem in der Geschichte herausgearbeitet wird, gehört zunächst dem Ganzen der Gemeinschaft, die es von Generation zu Generation weitergibt, aber so, daß jede es sich neu erwerben muß. Der Einzelne aber hat an dem Ertrag der Geschichte insoweit Teil, als er im Gehorsam gegen Gott die Aufgaben erfüllt, die ihm an seinem Platz in der Geschichte gestellt sind. Das ist ein Stück der Erzieherarbeit, die Gott an jedem Einzelnen tut, daß er ihm in der von ihm geschaffenen Welt seine Aufgabe stellt und durch den Gehorsam, den er fordert, die sittliche Persönlichkeit erzieht. Die sittliche Vollendung ist freilich erst in der jenseitigen Welt zu erwarten, in welcher keine Sünde und kein Tod mehr ist. Aber die sittliche Erziehung setzt schon in der irdischen Welt ein, und indem der Mensch im Gehorsam darauf eingeht, hat er an dem Ertrag der Geschichte seinen Teil, wenn auch die Vollendung jenseits der Geschichte liegt.

Die Frage nach der Endgeschichte tritt dann völlig zurück. Der Einzelne erlebt seinen Anteil am Ertrag der Geschichte an der Stelle der Geschichte, die für ihn Gegenwart ist. Er braucht keine Endgeschichte zu erleben, in der die irdische Geschichte ihre Vollendung erreichen wird. Ob eine solche Zeit überhaupt kommen wird? Die Erfahrungen, die wir in der bisherigen Geschichte, zumal der jüngstvergangenen gemacht haben, sind nicht dazu angetan, diesen Glauben zu stärken. Haben nicht die Pessimisten und Dualisten, welche meinen, daß gleichzeitig mit dem Wachstum des Guten auch die Macht des Bösen zu ungeahnter Höhe sich steigern werde (Antichrist), mehr Recht, als die Optimisten und Evolutionisten, welche des Glaubens sind, daß durch die immanente Entwicklung der christlichen Idee eine fortschreitende Ethisierung der Menschheit stattfinden werde?

Man kann sich darüber seine Gedanken machen, so oder so. Aber notwendige Gedanken des christlichen Glaubens sind das nicht. Dieser geht, soweit er Zukunftshoffnung ist, aufs Jenseits, nicht aufs Diesseits; und soweit er Gegenwartsglaube ist, spricht er aus, daß Gott die Welt erschaffen hat und die Geschichte lenkt und jeder Einzelne den Ertrag der Geschichte an der Stelle erntet, an die Gott ihn gestellt hat.

Tübingen Friedrich Traub

Von der Naturwissenschaft und ihrer ewigen Tragik

Die Wirklichkeit, in der wir leben, ist eine unübersehbare Fülle von Gestalten und Beziehungen. Wir richten unser Interesse auf das Eine oder Andere darin, heben es heraus aus unendlichem Zusammenhang. Wir fassen es ins Auge, lauschen seinem Ton. Nun steht es da uns gegenüber, fragt uns, will Antwort haben; und wir fragen, wollen wissen, wie ist es um dieses Wesen? Was haben wir von ihm zu erwarten? Wird feindliche oder freundliche Kraft von ihm ausgehen, einfließen in uns? Wird es zum Spiel oder Kampf antreten? Aus der Ganzheit eigenen Wesens wird die erste Antwort gegeben — ehe die Wissenschaft daraus das eine Organ, den Verstand, getrennt und die Frage in eine einzige Richtung abgedrängt hat. Nun wird nicht mehr alles in vollen Bildern erfaßt. Das Ich, das denkende, stellt sich der Welt gegenüber als seinem Objekt und nur auf bestimmte Merkmale an ihm richtet sich sein Sinn. Aus dem vollen Du wird ein Es. Nur das nicht mehr Werdende, nicht mehr Lebendige kann „erkannt", d. h. ins Bleibende, mit-sich-Identische, ins ewige Sein des Begriffes gebracht werden.

Die Aufgabe, die sich das Denken gestellt hat, ist: mit der vorgefundenen Wirklichkeit solange Umformungen vorzunehmen, bis das ganze Material gebändigt, „begreiflich" geworden ist. Das ist der ewige Wille aller Naturwissenschaft, Ordnung und Übersicht ihr Verlangen. Der Wege aber, dies zu erfüllen, sind viel. Und in der Gestaltung selbst, der Art, wie diese Idee verleibt wird, offenbart sich die Seele einer Zeit, eines Volkes. Der Mythos ist so gut eine Antwort wie die klassische Naturwissenschaft Europas. China gibt eine andere als Afrika oder das frühe Germanien. Im Symbol wie im mathematischen Naturgesetz, im Yang und Yin wie in der Zauberrune waffnet sich die Wandelwelt zum irgend Starren, entsteht etwas, das der Veränderung und Willkür des Einzelnen entzogen ist.

Ein fast vollkommenes Mittel hat sich das abendländische Denken seit der Zeit der Pythagoreer und Platoniker in der Zahl geschaffen. Sie ist Jedem verständlich, der zählen gelernt hat; ihr Sinn bleibt eindeutig und unverändert. Zugleich ist die Zahlenwelt von unbegrenzter Abstufungsfähigkeit. Daher ging immer in der Naturwissenschaft das Bestreben, allem Qualitativen ein Quantitatives zuzuordnen. An die Stelle der Farben und Töne treten Schwingungszahlen, an Stelle der konkreten Körper mit ihren sinnlichen Eigenschaften Atome und schwingende Elektronen. Eine neue Welt entsteht: die Natur.

Ist sie das geheime, nur dem Denken sich offenbarende wahre Wesen unserer Wirklichkeit? Ist sie ein Notbau des Menschen, daß er frei werde von der Angst des Unbegreiflichen und die Welt sich dienstbar mache? Steht ein Sol-

len dahinter, das gebieterisch Gestaltung durch und in Begriffen verlangt, weil es auch zum Gottes-Dienst gehört, mit den dem Menschen gegebenen Mitteln sich ein Bild von Gottes Schöpfung zu machen? Nähert man sich durch sie der Betrachtung der Welt, wie sie von Gott aus gesehen sein mag, oder entfernt man sich davon? Denkt Gott in Gesetzen und Ideen oder in Einzelgestaltungen und Persönlichkeiten?

Die sinnliche Erfahrung hatte sich vor dem Gericht des Denkens als fragwürdig erwiesen. Voll Irrtum und Selbsttäuschung zeigte sich die Wahrnehmung, in immer neuer Veränderung das Gefühl. Notwendigkeit und Exaktheit barg nur der Gedanke in sich, der auch allein zu einem objektiven Bewußtsein zu führen versprach. Und das Denken, zur Alleinherrschaft gekommen, zerstörte die mythische Welt, Himmel und Hölle, Dämonen und Götter, zerstörte Anbetung und Ehrfurcht, verwandelte die Welt in einen rationalen Mechanismus, in dem auch das selbstbewußte Ich zu einem getriebenen Rad und damit zum auswechselbaren Träger einer Funktion, zum ersetzbaren Energiequantum degradiert wurde. Bis schließlich das Denken sich selbst im Skeptizismus zu vernichten suchte. Die gedachte Welt und das Denken selbst wurde als fragwürdig behauptet.

Nur eine bestimmte Perspektive gibt das Denken, die Geltung hat allein von einem ganz bestimmten Standpunkt aus. Alles Andere muß verzerrt, verschoben erscheinen oder gar nicht sichtbar werden. Und zum Fluch kann werden, was Hilfe sein sollte und wollte, wenn es in breiter Anmaßlichkeit sich vor alles drängt, der eigenen Grenze vergessend, alle Sehnsucht nach Anderem mit Spott oder mitleidigem Achselzucken zu überwinden trachtet, oder sich dem Menschen darbietet, daß er sich dahinter verstecke, nicht mehr Antwort zu geben brauche, wenn Gott ihn ruft. Fluch kann es werden, wenn die Theorie sich nicht vor das Gericht des Absoluten stellen will, sondern sich zum Götzen aufwirft, alle Kraft des Menschen in sich saugt und jeden, der ihr sich verschreibt, Gott gleich machen will.

Gewaltiges hat Wissenschaft und Technik des Abendlandes geschaffen. Alle Kräfte der Erde haben sie zu benutzen gelehrt. Sie machten, daß der Mensch sich aufrichte, beherrschen lerne, was unter ihm ist und mit seinem Verstand an die Sterne stoße: Alles das bin ich und vermag ich! Aber sie haben es nur vermocht, indem sie die lebendige Welt zum System, dem starren, verwandelten. In grandioser Einseitigkeit ist nur die eine Seite unserer Welt: die Fähigkeit, sich verarbeiten zu lassen, beachtet, vergessen der andere Teil, der sich nicht bearbeiten läßt, sondern der uns bearbeitet: Schicksal und Fügung, die geistigen Mächte und die Willensäußerungen der die Welt lenkenden Gottheit. Trunken von der Größe des Menschen hatte man seiner Kleinheit vergessen, über dem Herrschen das Dienen, über dem Lärm des Betriebes die Stille der Einkehr, über dem Hinblick auf die Welt als Hüterin und Spenderin der Güter, die es zu erobern gilt, damit sie der eigenen Macht Zuwachs werde, den demütigen Aufblick zu Gott, daß er seine Gnade verleihe und unsere Sünde von uns nehme.

Ein lebendiger Gott kann nur Schöpfer einer lebendigen Welt sein. Nur im Hie und Jetzt können wir seinen Befehlen lauschen, die am Rand unseres Bewußtseins vernehmbar werden. Nur in Punkten berühren wir uns mit Ihm, wenn wir ein „Du sollst" hören. Dann faßt uns wieder die Welt mit ihren Wertungen und ihrem Klügeln und all ihrem Abfall von dem Ewigen. Die rationale begriffliche Welt der Natur kann nicht das „wahre Wesen" der Welt sein. „Wahr" ist sie wohl, denn alle ihre Urteile, die sie zum System zusammenfaßt, gelten für die Welt, sind sie aber nicht. Sie sind auch nicht die Wahrheit, sondern „wissenschaftliche Wahrheiten", für bestimmte Zwecke geformte Gebilde. Nicht willkürliche Gemächte des Menschen, sondern notwendige Antworten auf geistige Nöte, und nicht aus dem Geist des Menschen herauspekuliert, wie die Spinne ihre Fäden aus sich heraus zieht, sondern in immerwährender Prüfung an der Erfahrung bewährt. Wohl steckt auch mehr in ihr als ein bloßer Notbau, veranlaßt durch bloße Nützlichkeit. Ein geheimes Sollen hört man, wenn man schärfer lauscht. Wie wären sonst auch die Opfer zu erklären, die die Männer der Wissenschaft ihrer wissenschaftlichen Überzeugung gebracht, die bohrende Sucht, der Wahrheit ans Licht zu helfen, die aller Hemmungen spottete? Zum Gottesdienst gehört neben Tempel und Kult auch der Wille, denkerisch Gottes Welt zu erfassen, zu suchen, welche geheimen Gesetze in ihr walten, daß man sich — so gut man es vermag — in ihr zurechtfinde, die Tugenden und Kräfte der Dinge offenbare, helfe dem Menschen auf seiner Bahn — ja wohin? „Dein Reich komme!" Immer verleibt sich der Wille zum Ewigen, berühren sich Himmel und Erde. Aber immer bleibt es Berührung, Menschen-Gestammel, und immer ist die noch bleibende Sehnsucht größer als das Vollbringen.

Das „Geheiliget werde Dein Name" muß auch über der Naturwissenschaft stehen, will sie Gottesdienst bleiben. Alles, was der Mensch tut, hat ja die Neigung, selbständig zu werden und ins Maßlose sich zu verlieren. So auch die Wissenschaft. Dies ist ihre Gefahr. Die triumphierende Vernunft sucht die anbetende zu verdrängen, maßt sich an: alles zu verstehen. Dabei „versteht" sie nichts, sie „begreift" nur. Verstehen ist nur einfühlender Liebe möglich — aber immer nur bei dem einzigartigen Begegnen eines einzigen Ich mit einem einzigen Du; begriffen kann das All werden, aber nur, wenn es des Lebens beraubt ist. Auf dem Toten allein können die Koordinaten des Verstandes gezogen werden, die Kategorien und Zahlen angewandt werden, die schließlich das große Denkgebilde „Natur" hervorbringen.

Allein alle Gestaltung ist zugleich auch Fehlgestaltung, ist Verendlichung eines Unendlichen. Vor dem Gericht des Absoluten hält Nichts stand. Aller Skeptizismus ist ein Bote des Gerichts, dem die Katastrophe folgt. Es ist das Kreuz, das das Wissen auf sich nehmen muß, um die Wucht des Nicht-Wissens, an das alles Wissen grenzt, zu spüren und bescheiden wieder sich in den Schranken zu halten, die ihm bestimmt sind. Ideen sind Aufträge, die vollzogen werden sollen; aber wehe, wer dem Auftrag eigene Willkür und private Lust unterschiebt, oder wer glaubt, er könne in Vollkommenheit den Auftrag ausrichten. Immer nur ein Ansatz wird von uns Menschen gegeben.

Nur Ansatz und Stückwerk wird auch alle Wissenschaft sein. Immer wieder wird sie vor das Angesicht Gottes treten und verworfen werden als unzulänglich. Aber immer wieder wird der Versuch gemacht werden, das Unmögliche möglich zu machen und den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal zu denken. Aber neben der Wissenschaft wird der Liebe, dem beherzten Handeln, dem gläubigen Menschen Vieles und das Wichtigste sich offenbaren, was der Wissenschaft ewig verborgen bleiben wird.

Der Welt gerecht werden möchte der Mensch. Schon Vieles ist gewonnen, wenn er einsieht, daß es mit Verstand und Wissenschaft allein nicht möglich ist, auch wenn sie zu des Menschen wichtigsten Kräften gehören. Von den vielen Dimensionen der Welt gehen eben nur wenige in das Menschennetz ihrer Formen.

Wir wissen es nicht, wie die Welt von Gott aus gesehen sich darstellt. Es fehlt uns das Ideal der Erkenntnis, an dem wir messen könnten, wie weit wir noch zurückgeblieben sind. Stückwerk ist tatsächlich all unser Wissen. Es gibt einen Skeptizismus, der frivol ist; es gibt aber auch

eine Haltung, der alle Wissenschaft wichtig ist nicht durch das, was sie zu wissen vorgibt, sondern durch das, wodurch sie begrenzt wird, und die aus dieser Grenze die Demut schöpft, gläubig dem zu vertrauen, der über aller Vernunft und Wissenschaft steht, sich aufschließe dem Geist, daß er sich ergieße und vergänglichem Leib seinen ewigen Sinn gebe.

Holzminden Bernhard Hell

Der heutige Stand der okkulten Forschung

Die Entwicklung der letzten Jahre hat es mit sich gebracht, daß der Begriff des Okkultismus heute immer mehr von dem des Mystisch-Dunkeln verliert, mit dem er bis vor Kurzem umgeben war. Das betrifft natürlich nicht die esoterische Seite, sondern den experimentellen Teil, der als Parapsychologie und Paraphysik zusehends an Anerkennung gewinnt. Man sucht deshalb in diesen Kreisen die Bezeichnung Okkultismus heute ganz zu vermeiden, was äußerlich dadurch zum Ausdruck kommt, daß die seit 50 Jahren bestehende Zeitschrift „Psychische Studien" vom 1. Januar 1926 an als „Zeitschrift für Parapsychologie" fortgeführt wird, da selbst das Wort psychisch verdächtig an das Wort Okkultismus erinnerte. Man will einen neuen, das Grenzgebiet zu den exakten Wissenschaften bildenden Wissenszweig schaffen, der das Hellsehen und die Telepathie ebenso umfaßt wie die sogenannten paraphysischen Erscheinungen der Telekinesie, Teleplastik usw. Wie die Vorrede im Dezemberheft des letzten Jahrganges der Psychischen Studien beweist, soll auch den Parallelen zur Religionsgeschichte Aufmerksamkeit gewidmet werden, nachdem bisher mit den Arbeiten von Österreich (Einführung in die Religionspsychologie), James (Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit) ein guter Anfang gemacht worden ist; auch über die Wunderberichte der Bibel liegen ja in dieser Hinsicht mehrere Arbeiten vor, und zwar von dem Wiener Professor Hoffmann (Die Auferstehung Jesu Christi) und von Professor Rust (Sammlung: Die okkulte Welt), auf die hier besonders hingewiesen sei *).

Die neue Wissenschaft mußte natürlich in erster Linie um die Sicherung der Tatsachen besorgt sein, und gerade in dieser Hinsicht ist in letzter Zeit ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Es handelte sich nicht so sehr darum, neue Tatsachen zu finden, als um den Nachweis, daß z. B. das Hellsehen unter Bedingungen festgestellt wurde, die Einwände wie Zufall u. a. nach den Gesetzen unserer heutigen wissenschaftlichen Methoden ausschließen. Für das Hellsehen ist in dieser Hinsicht auf die Arbeiten von Wasielewski, Tischner und Böhm sowie auf das Buch von Bruck: Experimentelle Telepathie zu verweisen, für die Teleplastik und Telekinesie auf Schrenck-Notzing, dessen Arbeiten jüngst durch die von Dr. Schwab: Teleplasma und Telekinese, ergänzt worden sind. Über die mediale Innenschau bei Krankheiten hat Dr. med. Kröner eine beachtenswerte Schrift (Mediale Diagnostik) veröffentlicht. Die Versuche der Gegenseite (vgl. das von Dessoir herausgegebene Werk „Dokumente des Okkultismus") haben gegen die Tatsächlichkeit dieser Phänomene nichts Wesentliches vorbringen können, und es ist bezeichnend, daß den Verfassern schon bei der ersten Auflage (Psychische Studien November 1925) Verdrehungen, falsche Wiedergabe von Worten, Entlehnung von Bildern aus den Werken Schrenck-Notzings ohne dessen Genehmigung usw. vorgeworfen werden konnten. In mehreren Prozessen wie dem des Lehrers Drost in Bernburg mußte sich auch der Gerichtshof den Tatsachen beugen, nachdem die Telekinesie früher schon in ähnlicher Weise (Schrenck-Notzing: Der Spuk zu Hopfgarten 1921) festgestellt worden war.

Und doch zeigt sich auch hier für den Tieferseheuden eine Unzulänglichkeit, die mit der Eigentümlichkeit dieses Gebietes zusammenhängt. Die Tatsachen mögen zusehends an Anerkennung gewinnen; aber was ergibt sich daraus für die Lösung des Lebensrätsels, auf die doch der frühere Okkultismus in erster Linie eingestellt war? Denn das ist es doch, was so viele Menschen zu diesem Gebiete hingezogen und so manchen — enttäuscht hat. Die Spiritisten glauben noch heute mit den Toten wie mit den Lebendigen zu verkehren, während die Theosophen in ihrer „Geheimlehre" die Rätsel des Daseins gefunden zu haben meinten. Bei der modernen Parapsychologie ist das nicht der Fall. Unabläßiges, mühsames Forschen, dessen Schwere u. a. der plötzliche Tod eines der ersten Forscher auf diesem Gebiete, des Ingenieurs Fr. Grunewald, besonders verständlich macht, kennzeichnet ihre Tätigkeit, eine seelische Einstellung auf die Phänomene, die bisher noch nicht in der Wissenschaft vorhanden gewesen ist. Man weiß heute, daß die Schwierigkeit, hier vorwärts zu kommen, darin liegt, daß ein großer Teil dieser Phänomene im Psychischen seinen Ursprung hat, und daß ihr Auftreten innerhalb der Sinneswelt schon etwas Sekundäres bedeutet. Wird man überhaupt dem Geistigen je auf diese Weise beikommen können? Es ist bezeichnend, daß der Streit über den animistischen oder spiritistischen Ursprung dieser Erscheinungen heute noch ebenso unentschieden ist wie vor einem Jahrzehnt. Die Leistungen des berühmten amerikanischen Mediums Piper wurden vor zehn Jahren noch spiritistisch beurteilt, dann animistisch; heute neigt man wieder, wenigstens zum Teil, der spiritistischen Auffassung zu. Die spiritistische Hypothese ist in neuester Zeit wieder in den Arbeiten des Stuttgarter Mathematikers Studienrat Lambert verteidigt worden — wie etwa vor 30 Jahren, als Aksakov sein Hauptwerk darüber schrieb.

Tischner meint in seiner Einführung in den Okkultismus und Spiritismus, man müsse so weit mit der animistischen Hypothese auskommen, als es möglich sei, was ihm natürlich kein Mensch bestreiten wird. Aber wo ist die Grenze für das, was die menschliche Seele leisten kann? Wie weit erstreckt sich das fabelhafte Unterbewußtsein, das hier als Sammelbegriff eingesetzt wird, und wo setzt das Eingreifen fremder Mächte ein? Je weiter wir in das Seelenproblem eindringen, desto verwickelter wird es, und wir wissen daher auch über das Schicksal der Seele nach dem Tode so gut wie nichts, so daß sich über die Möglichkeit einer Rückkehr vorläufig nichts Sicheres aussagen läßt.

Sind wir selbst beim Hellsehen sicher davor, daß hier andere, vielleicht mehrdimensionale Wesen im Spiele sind? Das Einzige, was man auf Seiten der Parapsychologie dagegen einwendet, ist, daß man erklärt, daß die Wissenschaft eben mit solchen Wesen nicht rechne, da ihre Existenz nicht bewiesen sei (Tischner): im Grunde genommen ein circulus vitiosus, da damit über die Tatsächlichkeit solcher Möglichkeiten nichts ausgesagt ist. Man könnte höchstens darauf hinweisen, daß beim Hellsehen vielfach tatsächlich eine erbliche Anlage vorhanden zu sein scheint, daß sie lokal verbreitet ist usw., was allerdings für den animistischen Ursprung spricht — der Mensch hängt dann eben mit höheren Bewußtseinsformen im Weltall zusammen, wie das die Religion von jeher angenommen hat.

Aber auch dann noch zeigen sich neue Schwierigkeiten, die nicht übersehen werden dürfen. Liegen solche Fähigkeiten in allen Menschen oder nur in einzelnen? Eine statistische Ermittlung dürfte unmöglich sein, da der zahlenmäßige Begriff „Menschheit" wegen der fortgesetzten Veränderung niemals zu ermitteln ist. Man könnte also höchstens daran gehen, Durchschnittsresultate zu erhalten, indem eine beliebige Zahl von Menschen darauf-

*) Vgl. aber 1925 Nr. 22/23 Sp. 519 f! D H

hin geprüft wird. Bisher ist z. B. das Hellsehen nur ganz selten festgestellt worden, während die Fälle von Ahnungen usw. zahlreicher waren. Dagegen scheinen in dieser Hinsicht die Durvilleschen Forschungen weiterzuführen, von denen schon früher die Rede war, da sich die Trennung des Fluidalkörpers eher der gesetzmäßigen Kausalität einzufügen scheint. Ein Schritt vorwärts ist in dieser Hinsicht von Tischner getan worden, der die Ausscheidung der menschlichen Empfindung, wie sie zuerst von De Rochas untersucht wurde, nachgeprüft und bestätigt hat (Fernfühlen und Mesmerismus).

Aber wir sind hier bereits bei dem, was bisher als Esoterik bezeichnet wurde. Die Parapsychologie wird sich über kurz oder lang damit abgeben müssen, wenn sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben und an der Lösung des Menschenrätsels vorbeigehen will. Alle diese Phänomene wie Doppelgänger, Auraforschung usw. sind bisher von ihr — wenigstens von der deutschen — vernachlässigt worden, obgleich gerade sie tief in diese Fragen hineinführen und vor allem die Frage der Lösung näherbringen, was im Grunde genommen jedes Unterbewußtsein selbst ist, und ob dieser Begriff nicht in weitere Bestandteile zerlegt werden muß, von denen sicher eine ganze Anzahl unserer Erfahrung zugänglich ist. Diese Erweiterung des Arbeitsfeldes der Parapsychologie wird, worauf schon Forscher auf diesem Gebiete wie Schwab hingewiesen haben, zweifellos auch eine Änderung der Methode selbst mit sich bringen: an Stelle von stöhnenden und zuckenden Medien werden Forscher treten, die durch esoterische Schulung ihre eigenen höheren Kräfte ausbilden und uns dann bessere Auskunft über diese Fragen geben, als es bisher geschehen ist. Die moderne Anthroposophie ist nach dem Tode Steiners so gut wie zusammengebrochen, und sie mußte es, da sie ganz und gar auf dessen Persönlichkeit eingestellt war und Steiner selbst die Berührung mit dem experimentellen Okkultismus ablehnte. Hier ist ein neuer Weg, den uralten Erfahrungen, die in dieser Hinsicht in den esoterischen Schriften (besonders den Upanishaden der Vedaperiode, Aphorismen des Patanjali) vorliegen, nahezukommen und besonders jene grundlegende Frage zu entscheiden, ob diese magischen Fähigkeiten in allen Menschen gelegen sind, oder ob sie nur bei einzelnen auftreten.

Ohne Zweifel ist jene einseitige Einstellung auf den Phänomenalismus, wie sie die Parapsychologie kennzeichnet und wie er auch in der Geschichte der okkulten Forschung von Tischner zum Ausdruck kommt, die Ursache gewesen, daß sich in den letzten Jahren auf diesem Gebiete eine ganz neue Richtung ausgebreitet hat: die Neugeistlehre. Sie ist als solche mit der Theosophie verwandt und gehört in das große Gebiet der praktischen Mystik, die allen großen Religionen zu Grunde liegt. Indem sie auf alles spekulative Beiwerk verzichtet, wie es besonders die indische Philosophie aufweist, stellt sie sich in erster Linie praktisch ein, und es ist kein Zufall, daß das praktische Amerika (Trine, Emerson, Curtis) ihr Geburtsland ist. Auch die Neugeistlehre will nichts Anderes als die Mystik schlechthin, nämlich das Göttliche in uns erleben, indem alle niederen Regungen des menschlichen Seelenlebens durch Meditation und Konzentration zum Schweigen gebracht werden. Ob dies mehr auf dem theosophischen Pfade geschieht oder im Sinne der Steinerschen Auffassung (die Christuskraft soll mit dem Mysterium von Golgatha in die Menschheit eingeströmt sein), ist hier im Grunde gleichgültig, da die Voraussetzungen die gleichen sind und in erster Linie die seelische Einstellung des Menschen gegenüber dem Weltgrunde gefordert wird. Das Bestreben des verstorbenen Anthroposophen Steiner, aus der Mystik eine Erkenntnistheorie zu machen, fällt hier weg und wird in Zukunft nur noch für die in Betracht kommen, welche den rein theosophischen Pfad zu gehen oder die parapsychologische Forschung durch die oben genannte Ausbildung der eigenen seelischen Kräfte zu ergänzen suchen.

Auch der in jüngster Zeit viel gelesene, jetzt in der Schweiz lebende Mystiker Schneider-Franken (Bo-Yin-Ra) weiß in dieser Hinsicht nichts wesentlich Neues zu sagen, obwohl seine Schriften den Eindruck von etwas gänzlich Neuem, Eigenartigem zu machen suchen. Die Neugeistlehre hat, insofern auf dem Wege dieser inneren Sammlung starke seelische Energien gelöst werden, die sich nach Belieben auf die Erreichung dieses oder jenes Zweckes einstellen lassen, heute besonders in der Person des Nancyer Apothekers Coué die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregt, dem es gelang, durch Selbstüberredung (den Hergang im Einzelnen kennen wir noch nicht) überraschende Heilungen, sogar solche von langjährigen Leiden wie Lähmung usw., hervorzurufen. Das ist zweifellos nichts Anderes wie das, was uns in den Evangelien auch berichtet wird. Hier sind wirklich höhere seelische Kräfte am Werke, die vielleicht im letzten Grunde auf den göttlichen Urgrund selbst zurückgehen. Wird diese neue Bewegung einmal von ihren Auswüchsen gereinigt sein, die besonders darin bestehen, daß man die Autosuggestion gedankenlos auch auf das religiöse Innenleben des Menschen überträgt, so wird ihr zweifellos für die Lebensgestaltung des modernen Menschen eine nicht geringe Bedeutung zufallen. Sie wird auch das religiöse Leben vieler Menschen neu erwecken helfen: Meditation und Konzentration sind in diesem Sinne nur Hilfsmittel dazu, die bekanntlich längst in der katholischen Kirche entsprechend gewürdigt worden sind.

Der modernen protestantischen Theologie erwächst gegenüber dieser Strömung die Aufgabe, mit ihnen in Fühlung zu treten, soweit das möglich ist, und endlich einmal einzusehen, daß ihnen mit den Begriffen von Aberglaube und Selbsttäuschung nicht beizukommen ist. Das betrifft die theoretische Seite, über die bereits in dem Buche von Martensen-Larsen: Das Blendwerk des Spiritismus und die Rätsel der Seele, ein beachtenswerter Anfang vorliegt; aber auch die praktische, die in einer stärkeren Betonung der Mystik von Seiten der Kirche hinausläuft. Es ist ein völlig vergebliches Bemühen, den Einfluß der Kirche durch Reichskonkordate, die man dem deutschen Volke mit Hilfe reaktionärer Minderheiten aufzudrängen sucht, wiederherstellen zu wollen. Die protestantische Kirche hat selbst ihr Bestes dahingegeben, indem sie auf die praktische Mystik verzichtete und dafür immer mehr jenem Intellektualismus verfiel, der die innersten Kräfte der Seele mit ihren äußeren Ausdrucksformen verwechselt und daher auch dem Wiedererwachen des modernen Okkultismus mit verständnisloser Abweisung gegenübersteht. Forderungen wie die Umgestaltung des Gottesdienstes, welche der seelischen Vertiefung einen größeren Raum wie bisher gewährt, der religiösen Erziehung in Form von Andachtsübungen, wie es in den katholischen Kongregationen geschieht, Wiedereinführung der Ohrenbeichte, die natürlich freiwillig sein muß, Einrichtung von Klöstern auf protestantischer Seite, die dazu dienen, älteren Personen, soweit sie es wünschen, eine ungestörte Hingabe an das Ewige zu ermöglichen, sowie größere Würdigung des Bilderschmuckes in der protestantischen Kirche, da das Symbol in Bildform eine große Rolle im religiösen Erleben spielt, bedeuten keineswegs eine Rückkehr zur katholischen Kirche, sondern zu dem, was in ihr dauernd ist und ihr auch in der Gegenwart ihre ungebrochene Kraft sichert.

Die Ausbreitung der Neugeistlehre erklärt sich daraus, daß die Parapsychologie heute ganz auf den Phänomenalismus eingestellt ist und die Frage nach Weltanschauung und praktischer Lebensgestaltung bei ihr gänzlich im Hintergrund steht. So ist die alte Mystik wieder erstanden, nur daß sich auch diese in weitgehendem Maße der heuti-

gen Zeit angepaßt hat. Beide Strömungen sind heute soweit entwickelt, daß auch die moderne protestantische Forschung (die katholische Kirche hat das schon längst getan) unbedenklich an sie anknüpfen kann — möge diese Erkenntnis rechtzeitig in ihr erwachen und sich bald in die Tat umsetzen!

Rochlitz Hans Hänig

Der heilige Hieronymus in der bildenden Kunst

1

Jedes Zeitalter der bildenden Kunst hat seine Lieblingsthemen. Die großen religiösen Hauptthemen, wie die Madonna mit dem Kind oder der Erlöser am Kreuz, werden zwar von jeder Epoche in immer neuer Abwandlung künstlerisch gestaltet; dagegen sind andere Darstellungsinhalte mit der Kunst eines bestimmten Zeitabschnittes aufs engste verknüpft und nur innerhalb dieses Zeitabschnittes überhaupt möglich. Das Vorkommen bestimmter Themen zu bestimmter Zeit ist zumeist doppelt begründet: einerseits durch ein unmittelbares und zu jeder Zeit anders geartetes Interesse an den religiösen Inhalten, anderseits mittelbar durch die Tauglichkeit der Themen zur Anwendung der gerade im Vordergrund stehenden künstlerischen und formalen Absichten.

Auch die Bevorzugung einzelner Heiliger aus der Menge der übrigen ist zu jeder Zeit eine andere. Man könnte beinahe von „Heiligenmoden" oder von „Modeheiligen" sprechen, so durchgängig nimmt die eine Epoche oft einen bestimmten Typus auf, während eine bald darauffolgende Zeit bereits einer anderen Heiligengestalt all ihr Interesse zuwendet. Religiöse und künstlerische Gesichtspunkte sind in gleicher Weise für diese wechselnde Bevorzugung maßgebend.

Der heilige Hieronymus gehört nun freilich zu den Heiligen, die niemals ganz von der christlichen Kunst vernachlässigt wurden. Seine Stellung als einer der vier großen lateinischen Kirchenlehrer, sein wissenschaftlicher Ruhm als Verfasser der lateinischen Bibelübersetzung, der Vulgata, und vielgelesener Schriften und Briefe, seine große Rolle innerhalb der mittelalterlichen Legende sichern ihm eine zu aller Zeit überragende Stellung. Aber jede Epoche bevorzugt einen verschiedenen Moment seiner Geschichte zur Verbildlichung, und wenn man die einzelnen Typen und Themen nebeneinander hält, kann man meinen, es handele sich dabei um verschiedene Personen.

Hieronymus wurde zwischen 340 und 350 nach Chr. zu Stridon in Dalmatien geboren. Er verbrachte seine Jugend in Rom, lebte dann eine Zeitlang als Eremit in der chalkidischen Wüste, kehrte nach Rom zurück und beschloß sein Leben als Leiter eines klösterlichen Vereins in Bethlehem, wo er 420 starb.

Diese historischen Tatsachen seines Lebens vermischen sich mit erfundenen Geschichten, und ein reicher Legendenkranz beginnt die Gestalt des Heiligen zu umgeben. So erzählt die „Legenda Aurea" des Jakobus a Voragine, wie den Heiligen einst ein heftiges Fieber ergriff und er dem Tode nahe war. Da erschien ihm der höchste Richter und tadelte ihn, daß er die weltlichen antiken Autoren an Stelle der heiligen Schriften lese; Hieronymus aber tat den Schwur, fortan aller profanen Wissenschaft zu entsagen und allein der göttlichen Lehre sein Leben zu widmen, worauf er dem Leben zurückgegeben wurde. Weiterhin erzählt die Legende vom Aufenthalt des Heiligen in der Wüste, wo er fast ohne Schlaf und Speise lebte und nicht aufhörte, sich die Brust zu schlagen. Am ausführlichsten aber berichtet die Legende die Wundergeschichte von dem Löwen, der sich eines Tages hinkend dem Kloster nahte. Die Mönche flohen furchtsam, Hieronymus aber ging dem Löwen unerschrocken entgegen und zog ihm einen schmerzenden Dorn aus der verwundeten Tatze. Dank dieser Sorgfalt genas der Löwe und blieb aus Anhänglichkeit im Kloster, als stets treuer Begleiter des Heiligen.

Die bildende Kunst bemächtigt sich der Fülle von Erzählungen, die die Legende enthält, an besonders anschaulich darstellbaren Punkten und schafft so gewisse feststehende Typen. Oft stellt sie den Heiligen als thronenden Kirchenfürsten dar, und auch dann wird ihm der Löwe als Attribut beigegeben. Häufig erscheint Hieronymus im Zusammenhang mit den anderen Kirchenvätern, und die Vierzahl macht diese Darstellung besonders geeignet, in den vier Zwickeln der Wölbung einer Kirche angebracht zu werden. Hieronymus wird als Buchautor auf der ersten Seite der Vulgata oder einer von ihm verfaßten Schrift abgebildet; auf Altarbildern erscheint er häufig als feierlicher Assistenzheiliger zur Seite der Madonna. An dem zu seinen Füßen knieenden Löwen, am Kardinalshut und an dem aufgeschlagenen Buch, gelegentlich auch an dem von ihm gehaltenen Stein des Büßers ist er kenntlich. Nähere Bekanntschaft mit der Legende verrät sich dort, wo man Hieronymus abbildet, wie er im Fiebertraum den höchsten Richter vor sich sieht. Am liebsten aber illustrieren die Maler die in den frommen Büchern erzählte Wundergeschichte von dem Löwen und schildern, wie der Heilige sich hilfreich dem heranhinkenden Löwen zuwendet und liebevoll die Operation an der verwundeten Tatze ausführt. Für alle diese Darstellungen gibt es Beispiele in der bildenden Kunst.

Verbreiteter und häufiger aber sind zwei andere Darstellungsformen, in denen Hieronymus vorwiegend in der Vorstellung späterer Jahrhunderte lebt, und die als immerwiederkehrende Typen einer besonderen Betrachtung zu unterziehen sind: es ist die Darstellung des „Heiligen im Gehäuse" und die des „Büßers in der Wüste". Keine dieser beiden Darstellungsformen wird zwar je ganz aufgegeben, aber dennoch behaupten sie sich nicht gleichzeitig und ist eine jede von ihnen in einer bestimmten Epoche am festesten verankert: „Hieronymus im Gehäuse" ist so recht ein Thema des bürgerlichen 15. Jahrhunderts, „der Heilige als Büßer" aber steht im Mittelpunkt der Heiligendarstellung des Barock, des 17. Jahrhunderts.

2

An Dürers herrlichen Meisterstich vom Jahre 1514 wird jeder zuerst bei „St. Hieronymus im Gehäuse" denken. Hier hat das Thema seine vollendete Lösung gefunden, seine restlose, endgültige Erfülltheit. Vielleicht ist nur die Szene des Abendmahls in Lionardos Schöpfung zu einer ähnlich eindeutigen absoluten Lösung gelangt. — Dürers Blatt ist Höhepunkt und Endpunkt einer Entwicklung, die das ganze 15. Jahrhundert durchzieht.

Mit dem Auftauchen der humanistischen Ideen rückt Hieronymus in den Mittelpunkt des Interesses. Hieronymus, durch klassische und theologische Gelehrsamkeit gleichermaßen berühmt, ist so recht geeignet, Repräsentant der humanistischen Bewegung zu werden, und man könnte Hieronymus fast den „Heiligen des Humanismus" nennen. Petrarca und Boccaccio in Italien, Reuchlin und Erasmus im Norden werden nicht müde, sich auf den „göttlichen Hieronymus" zu berufen. Seine Lebensbeschreibung wird durch Abschriften verbreitet, seine Werke werden neu herausgegeben, seine Gelehrsamkeit gewinnt autoritative Bedeutung. Die geradezu schwärmerische Verehrung für den gelehrten Bibelübersetzer greift auf alle Schichten des Volkes über und findet in der bildenden Kunst ihren Ausdruck.

Aber noch von ganz anderer Seite ist das Aufkommen und die große Verbreitung der Darstellung „Hieronymus im Gehäuse" zu erklären. Seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert beginnt ein neuer weltlicher Geist, sich der alten kirchlichen Formen zu bemächtigen. Ein neues Ideal der Weltabgeschlossenheit im bürgerlich-individuellen Sinne erwacht, intime familiäre Züge drängen sich in die kirch-

lichen Darstellungen ein. Der bürgerliche, behagliche Innenraum wird Schauplatz der heiligen Geschichten, und Szenen, die im Innenraum spielen (die Wochenstube, die heilige Familie bei der Arbeit), werden von der Kunst bevorzugt. Der mittelalterliche Heilige thronte in feierlicher Ferne, er war Gegenstand der Verehrung und Anbetung, sein Platz war innerhalb des Kirchengebäudes. Der Heilige der neuen Gesinnung wendet sich statt an die Öffentlichkeit sich selber zu, die bürgerliche Häuslichkeit wird zu seinem Wohnraum, Dinge des täglichen Lebens werden ihm als persönlicher Besitz beigegeben, und der Heilige lebt als Mensch unter Menschen. Die neuen Darstellungen stehen nicht mehr in kultischer Beziehung zum Betrachter, sondern sie verlangen von ihm Einfühlung und liebevolles Eingehen auf das Einmalige und Besondere.

Schritt für Schritt läßt sich an den Hieronymusbildern verfolgen, wie der neue Geist die mittelalterliche Form verdrängt. Die architektonische Nische des Kirchenraums, die das mittelalterliche Heiligenbild aufnahm, wird anfänglich zaghaft zum bürgerlichen Wohnraum umgedeutet, nur ein paar kleine alltägliche Dinge, wie Buch und Feder, werden schüchtern irgendwo zur Seite angebracht.

Auf einem Fresko des noch dem Trecento angehörenden Malers Tommaso da Modena sitzt Hieronymus streng frontal in der Mitte des Bildes. Der Raum ist nicht größer, als die Figur ihn braucht, und im Grunde ist er nichts weiter als eine gemalte Architekturnische, wie sie zur Aufnahme von plastischen Heiligenfiguren in der Kirche diente. Nur an den Seitenwänden sind Anhäufungen von Büchergestellen, Büchern und kleinen wirklichkeitsgetreuen Gegenständen angebracht, und mit sichtlicher Freude verweilt der Künstler bei dem weltlich-realistischen Detail. Der Heilige selbst aber blickt noch feierlich repräsentierend aus dem Bilde heraus, und in altertümlich-lehrhafter Weise deutet seine Hand auf das aufgeschlagene Buch.

Auf einem wohl hundert Jahre späteren Werk des Venezianers Antonello da Messina (um 1470) ist das intime weltliche Studierzimmer zwar fertig ausgebildet und mit allen Dingen des täglichen Lebens angefüllt. Auf den Regalen stehen und liegen Bücher umher, andere Fächer enthalten Flaschen und Geräte, über dem Ständer hängt ein Handtuch, und ein Kätzchen kauert am Boden. Hieronymus sitzt mit dem Ausdruck beschaulicher Ruhe vor dem aufgeschlagenen Buch. Aber trotzdem ist auch hier der Anschluß an die kirchliche Tradition unverkennbar, denn das ganze Studierzimmer ist mitten in die hohen Wölbungen einer gotischen Kirche eingebaut, und wir erblicken die ganze Darstellung wie durch ein großes steinernes Kirchenportal, zu dem man eine Stufe hinansteigt und das zugleich dem Ganzen als Rahmen dient.

Auf einem Fresko des Florentiners Ghirlandaio in Florenz (1482) bildet ein vollausgeführter Innenraum die Umgebung des Heiligen, und keines der vielen zum Schreiben notwendigen Dinge ist auf dem Tisch vergessen, weder Brille, noch Schere, noch Lineal, aber Hieronymus selbst ist nicht so recht bei der Sache; er blickt hinaus zum Bild und den Beschauer an.

Erst um 1500 entstehen in Italien Bilder, die im Geiste dem Dürerschen Blatte vergleichbar sind. Carpaccio schmückt in den Jahren 1502—05 in Venedig die Scuola degli Schiavoni mit Bildern aus der Geschichte des Heiligen: die Begegnung mit dem Löwen vor dem Kloster, der Tod des Heiligen und Hieronymus in seinem Studio. Hier ist der Raum perspektivisch klar komponiert, groß und lichtdurchflutet, und mit tausenderlei durcheinanderliegenden Dingen angefüllt, die von dem Geist des Bewohners Zeugnis geben. Der Heilige ist zur Seite gerückt, er hat die Feder zum Schreiben erhoben. In der einheitlichen Stimmung des Werkes spürt man zum erstenmal einen Vorklang der niederländischen intimen Kunst des 17. Jahrhunderts. — Noch stiller und abseitiger ist die Stimmung auf einem Bild Catenas, gleichfalls eines Venezianers, wo der Heilige in einem weiträumigen Gemache sitzt. Er ist in sein Buch vertieft und stützt den Kopf nachdenklich in die Hand. Der Fensterausschnitt läßt auf eine weiche venezianische Landschaft blicken, die keinen lauten Ton in das friedliche Bild hereinbringt. —

In Italien vollzieht sich die Entwicklung vorwiegend innerhalb der monumentalen Wandmalerei. Die nordische Kunst dagegen spricht sich in Buchmalereien, Tafelbildern, Zeichnungen und graphischen Blättern aus. Sie wendet sich nicht an die große Öffentlichkeit, sondern an den Einzelnen. Fast immer herrscht in diesen nordischen Schöpfungen ein naiv weltlicher Sinn, eine unverkennbare Freude an allem Wirklichen und ein stark hervorstechender Sinn für die Darstellung des malerischen Innenraums. Länger als im Süden hält die nordische Erzählfreudigkeit an der Episode mit dem Löwen fest, und dies ebenfalls von der Plastik häufig aufgenommene Motiv ist auch Gegenstand fast aller jener frühen Holzschnitte, die in primitiver, anschaulicher Weise die Legendenerzählung mit der treuherzig gemeinten Schilderung eines Gehäuses vereinen. In diesen verbreiteten Blättern einer volkstümlichen Kunst ist die eigentliche Vorstufe zu Dürers Hauptblatt zu erblicken.

Dürer hat zu St. Hieronymus, wie sonst vielleicht nur noch zu St. Christophorus, ein ganz besonders nahes, man möchte sagen „persönliches" Verhältnis. Der Stoff beschäftigt ihn Zeit seines Lebens. Dürers erstes gesichertes Werk ist ein Holzschnitt (1492), der Hieronymus dornausziehend zeigt, noch ganz in der Art der vorangegangenen Epoche. Auch Hieronymus den Büßer hat Dürer mehrmals behandelt, und im Jahre 1511 entsteht ein Holzschnitt „Hieronymus in der Zelle", ein Blatt von fast italienischer großer Auffassung und Kühnheit der Linien. Aber erst im Kupferstich von 1514 gibt der Meister sein Eigenstes und Letztes. Noch einmal kehrt er — der so sehr um italienische Formensprache Bemühte — hier in der nordischen bürgerlichen Welt ein und gibt sich dem Reiz des Gewohnten und Alltäglichen hin. In diesem Raum kommt jedem kleinsten Gegenstand eine eigene Bedeutung zu, und alle Dinge sind in die einheitliche Atmosphäre des den Raum erfüllenden und durchflutenden Lichtes gebunden. Der Heilige hat sich von der Welt zurückgezogen, er ist in den hintersten Winkel des Raumes gerückt, ganz in sich versunken und seiner Arbeit hingegeben. Löwe und Hündchen wahren den Eingang zu diesem weltentlegenen Winkel. Man denkt hier nicht mehr an den Heiligen des allgewaltigen mittelalterlichen Kirchengebäudes, der die Anbetenden mit Macht auf die Knie zwang, sondern an den in seinen vier Wänden still arbeitenden geistigen Menschen, der fern den lauten Stimmen der Welt dem eigenen Sinnen und Denken nachgeht. Man möchte in Dürers Werk fast einen Hauch davon verspüren, daß wir am Vorabend der Reformation sind, und daß die Zeit reif ist, die Lutherbibel im deutschen Bürgerhaus in Empfang zu nehmen. Darf man in diesem Sinn nicht beinahe sagen, Dürers Stich sei ein protestantisches Blatt? —

Die Entwicklung des Themas „Hieronymus im Gehäuse" geht von hier aus nicht weiter. Die Darstellungen hören zwar nicht auf, aber der eigentliche künstlerische Gehalt geht ihnen verloren. Die Hieronymusbilder werden in den Dienst einer lehrhaften Idee — des Memento mori-Gedankens — gestellt. Der Schädel, der auf Dürers Stich noch seitab am Fenster liegt, wird zum betonten Attribut des Heiligen. Hieronymus wird in Halbfigur dargestellt und weist mit aufdringlicher Geste auf den Schädel. Memento mori erfüllt die Gemüter; und Hieronymus, in dessen Schriften sich genügend Stellen finden, die auf das nahende Ende hinweisen, wird zum Interpreten dieses Gedankens. Künstlerisch aber sind diese Bilder, die vor

allem in den Niederlanden im Kreis um Quentin Massys verbreitet sind, von geringer Bedeutung.

Einzig und allein Rembrandt greift das Thema des Heiligen im Gehäuse im 17. Jahrhundert noch einmal auf. Er, der so gern den Menschen in intensiver, geistiger Beschäftigung und allein mit sich selbst zeigt, stellt auch Hieronymus in stiller Beschaulichkeit und Abseitigkeit dar. Auf einer Radierung von 1642 läßt er Hieronymus in einem schwach erhellten, hallenartigen Gemach sitzen, aus dessen Dunkelheit sich nur mühsam die Umrisse der Figur und der Gegenstände lösen. Aber bei aller Schönheit dieser und ähnlicher Blätter ist doch unverkennbar, daß der eigentliche Zusammenhang mit der kirchlichen Tradition verloren ist und Hieronymus schließlich nicht anders wie ein Faust oder irgendein porträtierter Zeitgenosse behandelt wird. Das Thema des „Heiligen im Gehäuse" hat seine Rolle ausgespielt.

3

Der Typus des „büßenden Hieronymus" löst den des Heiligen im Gehäuse ab. Zwar läßt auch der Typus des Büßers im Freien sich bis ins 15. Jahrhundert und noch weiter zurückverfolgen. Lionardo in einem grandiosen unvollendeten Werk im Vatikan stellt den Heiligen kniend am Boden dar, wie die Hand mit dem Stein zum Schlagen ausholt. Die venezianische Kunst verlegt gern den Arbeitsplatz des Heiligen ins Freie und läßt ihn in einem stillen Winkel unterm Baum seiner gelehrten Arbeit nachgehen. Dürer hat mehrmals Hieronymus in Bußübung dargestellt, aber von den Blättern ist keines so sehr Allgemeingut geworden wie der Stich von 1514. Die Meister der sogenannten Donauschule (Anfang des 16. Jahrhunderts) bevorzugen das Thema des Büßers, weil ihnen Hieronymus eine gute Staffage dünkt für ihre Landschaftsbilder, denen ihr Bemühen vorwiegend gilt. Zur eigentlich ausschlaggebenden Bedeutung aber gelangt das Thema doch erst im 17. Jahrhundert. Jeder der großen Meister des Barock, von Tizian angefangen bis zu Rubens, van Dyck und Ribera, hat ihm gewaltigste Wucht und Ausdruckskraft verliehen.

Den Sinn für das stille abseitige Glück der Häuslichkeit kennen alle diese Meister nicht. Hieronymus im Gehäuse wäre kein Thema für sie. Aber an dem Stoff des in wilder Einöde sich selbst zerfleischenden Sünders findet der wilde, leidenschaftliche Sinn dieser Künstler Gefallen. Das ist ein Thema, an dem sich alles gesteigerte Pathos der barocken Empfindung bewähren kann, aber an dem sich auch alle Möglichkeit bietet, den nackten menschlichen Körper in anatomischer Richtigkeit darzustellen und die reichste Wirkung des Lichtes an ihm zu erproben. Eine sturmbewegte Felslandschaft mit zerzausten Wolken und gespaltenen Bäumen gibt den Hintergrund der Darstellungen ab. Hieronymus mit verwitterten Gesichtszügen kniet am Boden, mit weitausgreifenden Gebärden zur Geißelung ausholend, den Kopf ekstatisch zu dem am Baum befestigten Kruzifixus aufgerichtet. Fast immer herrscht die Figur und füllt mit ausladenden Bewegungen das Bildfeld. Der Greisenkopf des Heiligen aber gibt den Künstlern zu Leidenschaftlichkeit und Vergeistigung des Ausdrucks Gelegenheit. Die großen Bilder des Rubens und des van Dyck, die in der Dresdener Galerie an derselben Wand angebracht sind, stellen eine ebenso vollkommene Form dieses Typus dar, wie die wunderbar tief empfundenen Schöpfungen des Spaniers Ribera. Bei Rubens und van Dyck leuchten die Farben in braun und rot, bei Ribera aber versinken die Einzelformen in einem mystischen dunklen Grund.

Die Barockzeit ist die letzte gewaltige Phase einer kirchlichen repräsentativen Kunst. Die alten Themen werden ein letztes Mal in gewaltiger Steigerung in einem heroisch-pathetischen Stil vorgetragen. Die folgende Epoche greift wieder zurück zu Innerlichkeit und Stille. Wohl versuchen sich auch das ausgehende 18. und 19. Jahrhundert an religiösen Darstellungen, aber das eigentliche Können dieser Zeit liegt nach anderer Richtung. So sind die wenigen noch vereinzelt auftauchenden Hieronymus-Darstellungen (z. B. von Boehle) Nachahmungen früherer Werke. Neue Werte fügen sie dem alten Thema nicht hinzu.

Leipzig Anna Strümpell

Aus den Waldensertälern

1

Es ist nicht schwer, aus Hamburg in die Cottischen Alpen zu gelangen, wo die Waldenser ihre Heimat haben. Man fährt über Basel durch den Gotthard und ist in etwa 26 Stunden in Turin. Da steht der elektrische Zug, der westwärts in die Berge fährt, nach Torre Pellice, dem Hauptort der Waldensergemeinden. Die Fahrt ist schön, die Ebene ist mit Maulbeerbäumen bepflanzt, unter denen hin sich Weinreben ranken, überall blühen Blumen, von den Höhen grüßen helle Landhäuser und zierliche Kirchtürme. Dann wachsen die Berge, an einer Biegung leuchtet der gewaltige Monte Viso auf, es steigt die Bahn langsam aufwärts. Man kommt an Städten vorbei, die in der Geschichte der Waldenser einen hervorragenden Platz einnehmen, Pinerolo z. B., und man besinnt sich, daß hier Scheiterhaufen und Gefängnisse, Belagerung und Plünderung durch Jahrhunderte hindurch wirksam gewesen sind gegen die Gemeinden, zu denen der Weg führt. Dann steigt der mächtige Kegel des Vandalino auf und der Zug rollt in Torre Pellice ein, den Hauptort der Waldenser in Oberitalien.

Es ist nur eine kleine Stadt, die uns aufnimmt, mit 6000 Einwohnern, von denen etwa 2000 der Waldenser Kirche angehören. Der erste Anblick ist nicht gerade überwältigend: da ist die übliche katholische Kirche am Eingang des Ortes mit den katholischen Schulen daneben, da ist die Hauptstraße mit dem Stadthaus, wie sonst überall in Italien. Aber etwas weiter hinauf im Tal wird es anders. Da kommen wir in den Hauptteil der Stadt, wo die stattliche zweitürmige evangelische Kirche steht, daneben die casa Valdese, das Haus der Synode und des Museums, neben den breitgebauten Schulen auch das umfangreiche Institut zur Erziehung und Bildung der Jugend. Hier, wo Haus an Haus sich reiht, spürt man deutlich die Bedeutung dieses Ortes, an dem die Fäden zusammenlaufen, die heute die Waldensergemeinden der ganzen Welt umschließen. Diese protestantischen Italiener mit ihren Kirchen und Kapellen in Italien selbst, mit der theologischen Hochschule in Rom, mit Altersheimen, Waisenhäusern, Krankenhäusern, mit ihren Kolonien in Nord- und Südamerika — sie haben hier ihren Mittelpunkt. Hier ist die oberste Leitung zu finden, der Moderator; von hier aus wird die ganze Kirche regiert und zusammengehalten. Nicht mit Unrecht hat ein Dichter deshalb Torre als das italienische Genf bezeichnet. Was Genf durch hundert Jahre für die Calvinisten war, das ist Torre Pellice heute noch für die Waldenser: die Heimat ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht.

Es sind eigentlich drei Täler, die hier zusammenlaufen. Das mittelste ist das des Pellice, das stundenlang wohlbebaut ist und erst am Ende in schroffe Höhen aufsteigt, wilder und rauher das von Luserna, am unzugänglichsten das Tal, in dem die schäumende Angrogna strömt, noch heute nur zum geringsten Teil für Korn und Wein in Gebrauch genommen. Was für eine Geschichte hat sich in diesen Tälern abgespielt! Wieviel Blut und Tränen haben diese schroffen steilen Felsen gesehen, Blut und Tränen vergossen um des Glaubens willen. Seit dem Jahre 1207, also vor über sieben Jahrhunderten, fanden sich Anhänger des Petrus Waldus aus Lyon, den die römische Kirche geächtet hatte, in diesen entlegenen Bergwäldern zusammen, in denen damals kaum ein Haus stand. Bis zur Re-

formation, also drei Jahrhunderte lang, hat die katholische Inquisition mit allen Zwangsmitteln die böse Ketzerei hier ausrotten wollen, mit und gegen den Willen der Fürsten, denen das Land gehörte, und immer ohne letzten durchgreifenden Erfolg. Im sechzehnten Jahrhundert schlossen die fast zersprengten, zertretenen Waldenser — lauter schlichte Bauern und Ackerbürger — sich der Reformation an, wie sie von Genf durch Olivetan zu ihnen gebracht wurde, also der calvinischen Kirche, ließen sich die Bibel in ihre Sprache, ins Französische, übersetzen und bildeten ihre Kirchenverfassung mit Ältesten und Diakonen der Genfer nach. Seither, durch bald dreihundert Jahre ist also die Waldenser Kirche eine Reformierte Kirche gewesen und geblieben, aber eine Kirche des Martyriums, unter dem Kreuz.

Das schwerste Schicksal brach am Ende des siebzehnten Jahrhunderts über diese Täler herein, als Ludwig XIV. und die Fürsten von Savoyen den Kampf gegen die kleine Kirche aufnahmen. Vernichtend traf sie der gut vorbereitete Angriff in Frankreich, dann hier in Piemont nach dem Jahr 1685, als das Edikt von Nantes aufgehoben war, als in Frankreich die Hugenotten erdrückt werden sollten. Damals wanderten an 12 000 Waldenser in die Gefängnisse ringsum, und bald waren nur noch 3000 davon übrig, weil schwere Seuchen und der Hunger die andern weggerafft hatten. Was nicht gefangen war, war nach der Schweiz über das Hochgebirge hin geflohen, am Mont Cenis vorbei, und hatte im Canton Genf, im Waadtland gastliche Aufnahme gefunden.

Aber es hielt sie nicht auf die Dauer im Schweizerland: 1689 zogen an 1000 Waldenser, geführt von Henri Arnaud, ihrem Pastor und Feldoberst, wieder durch das Hochgebirge, durch Eis und Schnee zurück in das Land der Väter. In Bobbio, dem letzten Ort im Pellicetal, erinnert ein schlichtes Denkmal an den Tag, da der letzte Rest dieser kühnen Schar sich feierlich den Eid leistete: niemals mehr aus der Heimat zu weichen, den letzten Blutstropfen einzusetzen für den Glauben und das Vaterland. Und das ist ihnen gelungen. In schweren Kämpfen haben sie erst Duldung, dann im vergangenen Jahrhundert Anerkennung gefunden, seit etwa achtzig Jahren sogar Gleichberechtigung, soweit das in einem katholischen Lande überhaupt möglich ist. Und heute steht diese Waldenserkirche als die einzige wirklich italienische Kirche des Evangeliums, als bodenständige evangelisch-reformierte Kirche Italiens in einer fruchtbaren Arbeit, die sich über den ganzen Erdball erstreckt. Ihre Pfarrer sind überall in den großen Städten tätig; man zählt über fünfzig Kirchen, an achtzig Predigtstationen, und man hat, zumal wenn man am Quellort, eben in Torre Pellice, weilt, den Eindruck lebendiger Aktivität, den Eindruck, daß ein notwendiges Werk mit Freude ergriffen und mit Geschick betrieben werde.

2

Es ist etwas Besondres um diese Gemeinden in den Tälern und Bergen westlich von Turin, in Torre Pellice mit etwa 2000 Seelen, in den andren Orten, Dörfern, Flecken, wo manchmal nur eben hundert Menschen die Gemeinde bilden und wo unfehlbar neben der kleinen Waldenserkirche eine überragende katholische zu sehen ist. Und dies Besondere liegt in ihrer Geschichte, in ihrer blutigen, an Leid und Bewährung reichen Geschichte. Jeder kennt dort diese Geschichte. Denn die Steine, die Felsen, die Höhen erzählen von ihr, und daher haben auch die Menschen selbst ihr Besonderes. Die neuere Zeit, in der mit den Fabriken viel katholisches Volk in die Täler gezogen ist, hat Mancherlei davon verwischt, es ist aber doch noch Manches lebendig und spürbar geblieben. Sie kleiden sich anders, einfacher, schlichter, farbloser als man es sonst in Italien tut; sie leben auch anders, etwas zurückgezogener, stiller, mehr für sich, für die Familie, für die Gemeinde, nicht so sehr für die Öffentlichkeit. Sie sprechen untereinander französisch nach der Urväter Weise, die ja aus Frankreich herüberkamen, und nur mit den andren Stadtgenossen italienisch. Sie stehen der großen Politik fern, haben im Krieg ihr Pflicht getan, ehrlich und aufrichtig, doch ohne Begeisterung. Sie dachten wohl an das Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! und an das andre vom Frieden auf Erden. Und obwohl sie der gewaltigen Kriegslüge drüben auch zum Opfer gefallen sind, heute sind sie längst aus dem Dunst heraus und sehnen sich nach Verständnis und Vertrauen überall und wollen mithelfen, daß auf Erden unter Christen ein neues Verständnis und ein neues Vertrauen wachse, überall auf Erden. Sie haben keinen Siegerübermut in sich, überhaupt kein Siegergefühl, sondern man merkt es ihren Predigten an: für sie ist der Krieg ein dunkles schweres Rätsel gewesen, eine Fügung Gottes, vor der unser menschliches Meinen und Verstehen versagt, eher noch eine Offenbarung der Ohnmacht und Schwäche, der Sünde und der Schuld der Menschen, etwas, das über uns gekommen ist aus unserm eigensten Wesen und das doch nicht kommen durfte, nicht sein durfte nach Gottes Willen. So sind diese Waldenser Freunde des Friedens, Freunde der Versöhnung unter den Nationen, Freunde der Menschheitsversöhnung, auch weil sie nur so ihr Ziel erreichen können, das sie ganz klar vor Augen haben: in Italien, im Lande des Papstes selbst für das Evangelium zu zeugen, ihrem Vaterland den Weg zur Bibel offenzuhalten, an Stelle der furchtbaren Last, die die katholische Kirche mit ihren Sakramenten, mit dem Fegefeuer, mit dem Priestertum auf die frommen Seelen legt, hinzuweisen auf die Gnade Gottes in Jesus Christus, auf das Vaterunser, auf das Abendmahl, wie es die Reformierte Kirche feiert. Das ist ihre Aufgabe und an dieser Aufgabe arbeiten sie mit Freude.

Der Höhepunkt dieses Gemeindelebens ist natürlich der Gottesdienst am Sonntag Vormittag. Die Kirchen sind einfach und schmucklos, nicht im Winkel irgendwo gelegen, sondern in Rom, Turin, Torre an der Hauptstraße, weil in ihnen etwas gesagt und geredet wird, was Jeden dort draußen angeht, was für die Welt bestimmt ist. Aber sie sehen anders aus als die katholischen Gotteshäuser; die reformierte Eigenart prägt sich deutlich aus: kein Altar, kein Kreuz, keine Lichter. Die Kanzel vorn in der Mitte, ringsherum die Stühle für den Kirchenrat, ein Tisch davor mit dunkler Decke, das ist Alles. Das Evangelium liest wohl einer der Ältesten am Bibelpult, ohne Pathos, auch ohne Sprache Kanaans, und seine Worte wirken um so stärker, je schlichter sie daher kommen. Im Übrigen gleicht der Gottesdienst dem unsren hier, nur wird viel mehr gesungen, und ein Jeder singt mit, freut sich der schönen, oft deutschen Melodien und stimmt seinen Gesang harmonisch dem der Andren ein. Die Predigt war ja wohl anders, als wir sie im Norden haben: mehr auf äußeren Eindruck gerichtet, bilderreicher, tönender, Begeisterung zu wecken, die Gemüter zu ergreifen, zu rühren, zu erregen; doch haben wir auch eine schöne stille, ernste Predigt in wundervollem Italienisch gehört. Noch Gesang, Gebet, das Vaterunser, und dann gings ins Freie, auf den grünen Platz vor der Kirche, um den hohe Kastanien standen, über dem die Sonne lag, und durch ihren hellen Schein flogen die Schwalben. ...

Eines mußte da ein Jeder spüren: das war eine Gemeinde, das waren Menschen, die innerlich verbunden sind in der Gemeinschaft des Glaubens. Da gab es keine Standesunterschiede mehr: der blonde Straßenkehrer saß neben dem weißbärtigen Professor, die elegante Schweizerin aus der feinen Rosenvilla neben der alten Bäuerin von droben mit der weißen Haube über der gefurchten Stirn. Sie kannten sich, die da waren, sie grüßten sich, sie sprachen miteinander, sie kümmerten sich umeinander. Und sie wußten offenbar, was sie zusammenhielt, denn da stand die Geschichte ihrer Kirche lebendig vor ihrer Seele, an

die natürlich auch die Predigt erinnert hatte, und draußen begegnete ihnen auf Schritt und Tritt die katholische Kirche, mit der ihre Väter gerungen und gebrochen hatten — wahrhaftig kein Leichnam, kein totes Haus, sondern kräftig und geschäftig, mit allen Mitteln die Herrschaft über die Seele wiederzugewinnen. Wie groß, wie gewaltig diese katholische Kirche, ihre Ausübung, ihre Wirksamkeit über den Erdball hin, und wie gering, wie bescheiden diese Gemeinden mit zusammen etwa 100 000 Seelen — und doch wohlgemut, voll Hoffnung und voll Zuversicht! Uns ging das Wort des Herrn durch die Seele: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben!"

Hamburg Rudolf Hermes

Bücher und Schriften

Neue ungarische Übersetzungen des Neuen Testaments. Die magyarische Protestanten-Bibel ist eine öfters revidierte und von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft vertriebene, ursprünglich im Jahre 1590 erschienene Übersetzung Kaspar Károlyis. Ihr Text und ihre Sprache sind sehr veraltet, die Revisionen gelingen nie, so ist der Wunsch nach einer neuen Bibelübersetzung in allen ungarischen Kreisen ziemlich allgemein. Ein Zeichen dafür ist, daß im Jahre 1924—1925 zwei vollständige Übersetzungen des Neuen Testaments erschienen sind. Beide sind Privatunternehmungen, von keiner Kirche getragen oder unterstützt, sie suchen aber als solche der Nachfrage nach einem lesbaren, kein modernes Sprachgefühl verletzende Sprache redenden Bibeltext abzuhelfen.

Im Jahre 1924 erschien die Übersetzung Alexander Czeglédys. Alexander Czeglédy war Professor an der reformierten Theologie zu Pápa, jetzt ist er reformierter Pfarrer in Győr (Raab). Er übersetzt den Nestleschen Text, in wissenschaftlich korrekter, sprachlich konservativer Weise. Sein Neues Testament ist eine übersichtliche, gut lesbare, kirchlichen Anforderungen völlig entsprechende Ausgabe, die sich in reformierten Kreisen schon gut eingebürgert hat.

Der andere Übersetzer ist der Professor und Direktor der einstigen Evangelisch-Theologischen Akademie zu Pozsony (Preßburg jetzt Bratislava) Dr. Andreas Maszny ik, jetzt im Ruhestande, der den — Textus receptus in sehr freier Weise überträgt. Er streicht die Unmenge der vielen „Und" aus den Evangelien, er rundet die langen Sätze in den paulinischen Ausführungen ab; mittels dieser Freiheiten gewinnt er eine urwüchsige, kräftige ungarische Textgestalt, die aber dem griechischen Original nicht immer wissenschaftlich genau entspricht. Die ungarische Diktion Professor Maszny iks ist kunstvoll, doch nicht ganz vollendet.

Beide Übersetzungen übertreffen weit die revidierte Károlyische Übersetzung und trotz ihrer Mängel ist ihnen eine gute Verbreitung auch darum sehr zu wünschen, daß sie verbessert werden können.

Das Problem der ungarischen Bibel ist durch diese Übersetzungen in seinem neutestamentlichen Teile noch immer nicht gelöst. Es fehlt ein Abdruck der Károlyischen Übersetzung in der ursprünglichen Fassung von 1590. Dann aber ist dringend notwendig, daß eine wissenschaftlich präzise, sprachlich vollendete — und eben dadurch kirchlichen und allgemeinen Anforderungen gleichfalls entsprechende ungarische Übersetzung verfertigt und zugänglich gemacht werde. Lajos Szimonidesz

Die Psalmen. Übersetzt und erklärt von Hermann Gunkel. Lieferung 1—4. Göttinger Handkommentar zum Alten Testament, hrsg. von W. Nowack, 2. Abt. 2. Bd. 4. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1925. Subskriptionspreis für die Lieferung 3 M.

An Stelle des längst vergriffenen und auch sachlich überholten Kommentars von Baethgen schenkt uns Gunkel ein völlig neues Werk, die reife Frucht jahrzehntelanger Studien. Daß es die gesamte bisherige Forschung an den Psalmen zusammenfaßt, daß es sich erfolgreich um die Wiederherstellung des oft so verwahrlosten Textes müht, daß es die Metrik ständig berücksichtigt, ist selbstverständlich. Das eigentlich Neue liegt einmal in der „gattungsgeschichtlichen" Betrachtungsweise, die allein eine sichere Einteilung der Psalmen gestattet und ihr Hervorwachsen aus dem Kult und damit die Situation der einzelnen Lieder erkennen läßt. Weiter darin, wie die Psalmen in ihre Umwelt, den Alten Orient, hineingestellt werden. Gunkel hat zuerst gesehen, daß es dort eine der biblischen nah verwandte Psalmendichtung gab, hat sie zur Erklärung und zum Vergleich herangezogen und auch sonst aus altorientalischen Quellen ein reiches Material zusammengetragen, das manche dunkle Stelle erhellt. Alle Vergleichung aber dient letztlich dazu, die Eigenart der biblischen Psalmdichtung erst hervortreten zu lassen. —

Auch hier zeigt sich Gunkel wieder als der begnadete Exeget, wie wir ihn von seiner Genesis, der Behandlung der Elia- und Elisageschichten usw. kennen, und der hier auch der so viel schwereren Aufgabe, 150 einander vielfach recht ähnliche und oft wenig ausgeprägte Lieder ohne langweilig zu werden, zu erklären und jedem das Seine zu geben, Herr geworden ist.

So ist der Kommentar ein Ereignis für die Wissenschaft; denn wenn Gunkels Auffassung von den Psalmen schon länger bekannt war, so wird doch erst hier ihre konsequente Anwendung und die geradezu überwältigende Fülle von Beobachtungen und Belegen vorgelegt. Und gleichzeitig bietet seine Lektüre nicht bloß dem Theologen, sondern jedem Gebildeten einen hohen Genuß, was man bekanntlich von so wenigen Kommentaren sagen kann. Das macht einmal die Scheidung der fortlaufenden Erklärung von den exegetischen und textkritischen Bemerkungen, und dann die edle Sprache der Übersetzung, die wissenschaftlich genau und zugleich künstlerisch formvollendet ist. Walter Baumgartner

Die göttliche Vorherbestimmung bei Paulus und in der Posidonianischen Philosophie. Von Lic. theol. R. Liechtenhahn. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1922. 138 S. 3.60 M.

Der Verfasser, dem wir schon eine Untersuchung der „Offenbarung im Gnostizismus" verdanken, hat in der vorliegenden Arbeit das Verhältnis des Paulus zur mittelstoischen Philosophie zum Gegenstand seiner Forschung gemacht. Es ist zu begrüßen, daß er den für beide Gedankenwelten zentralen Gedanken der göttlichen Vorherbestimmung ins Zentrum rückt, zumal der Verfasser sich keineswegs sklavisch an dies Spezialproblem bindet, sondern im zweiten Teil eine instruktive Darstellung fast der ganzen mittelstoischen Theologie gibt. Eine direkte Abhängigkeit des Paulus von stoischen Systemen lehnt er mit Recht ab und behandelt demgemäß beide Anschauungen gesondert. Bei Paulus werden sorgfältig die Heilsgeschichte (also Mythologie und Eschatologie) und Prädestinationslehre untersucht. Es ist allerdings nicht die Gefahr vermieden, daß der Verfasser über dem Ziel, ein einheitliches Gesamtbild der paulinischen Theologie zu gewinnen, die Risse und Spalten der Theologie des Apostels. öfter verwischt. Das wird besonders deutlich bei dem Versuch, die Eschatologie weniger schroff zu gestalten, wobei „starre" und „elastische" Momente unterschieden und pädagogisch-psychologisch motiviert werden.

Bei der vortrefflichen Darstellung der mittelstoischen Theologie ist es schade, daß Heinemanns und Reinhardts Werke nur noch in den Anmerkungen verwertet werden konnten. Man wird auch stärker die orientalisch-mystischen Einflüsse auf die Mittelstoa hervorheben müssen, die besonders deutlich bei Philo hervortreten. Bousset hat hier im „jüdisch-christlichen Schulbetrieb in Alexandria und Rom" neue Wege gewiesen. Das Fehlen der Vermittlungsinstanz des hellenistischen Judentums für das Blickfeld des Verfassers läßt den vergleichenden Schlußabschnitt stark im allgemeinen stecken bleiben. Die ungemein reichhaltigen Ausführungen der ersten Teile hätten mehr ergeben können als die unbestimmt gehaltenen Urteile über die Verschiedenheit der religiösen Grundstrukturen in Stoa und Christentum, so richtig diese Beobachtung an sich auch ist.

Hans Döring

Die Freiheit Gottes. Ein religionsphilosophischer Versuch von Dr. R. A. Hoffmann, o. Prof. an der Universität Wien. Oswald Mutze, Leipzig 1923. 53 S.

Das Schriftchen enthält gut lesbare allgemeinverständliche Ausführungen über einige Fragen der Religionsphilosophie und Dogmatik, wobei sich das Interesse auf den Gottesgedanken konzentriert. Freiheit und Souveränität Gottes, auch dem Sittengesetz gegenüber, werden stark hervorgehoben. Trotzdem tritt nach dem Empfinden des Rezensenten die irrationale Seite des Gottesglaubens bei dem auf dem Standpunkt eines gemäßigten Liberalismus stehenden Verfassers zu sehr zurück; der Gegensatz gegen die paulinischen Anschauungen tritt scharf hervor, mit der Idee des Zornes Gottes weiß er nichts anzufangen. Auffallend ist eine gewisse Neigung zum Okkultismus, die sich in dem Abschnitt über jenseitiges Leben, z. B. bei der Deutung der Auferstehung Jesu bemerkbar macht. Wilhelm Mundle

Religion und Suggestion. Von Alexander Beyer. Halle, S. Marhold 1922. 122 S. 1.50 M.

Zwei Hauptgedankengänge bringt dieses Buch. Der eine befaßt sich mit dem Verhältnis von Suggestion und Religion im Allgemeinen. Beide sind insofern einander entgegengesetzt, als Suggestion eine Sache des Willens ist, Religion aber im Grunde Nichts mit ihr zu tun hat, weil sie ein Zustand des Gefühles, und zwar ein höheres Sein ist. Der andere Gedankengang hat die Wunder Jesu zum Inhalt. Sie können nicht zum Erweis seiner Göttlichkeit dienen, sondern sie entstammen seinen eigentümlichen suggestiven oder magnetischen Kräften. Der Wunderglaube hat darum mit dem religiösen Glauben Nichts zu tun. — Vielleicht bedarf der Eine oder der Andere noch dieser Erkenntnis; denn zäh haftet der alte Wunderglaube und seine dogmatische Auswirkung in den Köpfen. Zu der Erkenntnis, daß Alles an Jesus dämonisch sei (s. CW 1925 Sp. 92), ist Beyer hier noch nicht vorgedrungen.

Friedrich Niebergall

Die Geheimwissenschaften. Von Hans Leisegang. Perthes' Bildungsbücherei. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1924. 45 S. 1 M.

Ich möchte über die Schrift Leisegangs dasselbe sagen, was ich vor einigen Jahren zu der von Bruhn über die theosophische Bewegung gesagt habe: beide Verfasser geben zwar einen lesenswerten Überblick über die Geschichte und Anschauungen dieser Bewegungen, zeigen sich aber außerstande, ihre letzten Grundlagen zu erfassen, da ihnen jede Kenntnis des sogenannten niederen Hellsehens abgeht. Was Leisegang über den „wissenschaftlichen Okkultismus" sagt, ist so dürftig, daß man bei ihm keine weitere Kenntnis dieser Versuche voraussetzen kann, die allerdings — horribile dictu — zumeist nicht auf zunftmäßige Psychologen" zurückgehen, d. h. solche, die durch den Professorentitel die gesetzesmäßige Qualifikation dazu erhalten haben. Gerade das niedere Hellsehen schlägt — wenigstens theoretisch — die Brücke zu der Behauptung der Theosophie, daß das Weltall sich in der menschlichen Seele spiegle, da es einen überindividuellen Weltgrund voraussetzt, mit dem auch der Einzelne in Verbindung steht. So weiß Leisegang auch nichts von den Durvilleschen Forschungen, von denen besonders die Feststellung der Fluidalkörpers manche der theosophischen Behauptungen wesentlich zu stützen scheint. Neu dürfte für weitere Kreise das sein, was der Verfasser von den nicht für die Öffentlichkeit gehaltenen Vorträgen Steiners sagt, obwohl man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß hier eine Indiskretion vorliegt, die allerdings der Absicht des Verfassers, Fernerstehende vor einem allzu großen Eingehen auf diese Gedankenkreise zu warnen, zugute gerechnet werden mag. Das Endurteil muß auch hier das gleiche sein: Niemand sollte an diese Fragen herantreten und Andere darüber aufklären wollen, der sich nicht vorher gründlich mit den Phänomenen des niederen Hellsehens beschäftigt hat, und es erscheint verfehlt, die Grundfragen, die hier vorliegen, mit einzelnen Persönlichkeiten zu verknüpfen, zumal wenn mit ihnen ein Persönlichkeitskultus getrieben wird, wie es bei Steiner der Fall ist. Das Problem als solches bleibt dadurch unberührt und kann (theoretisch) nur mit Hilfe des genannten Hellsehens gelöst werden, mit dem sich kurz oder lang auch die akademische Psychologie wird auseinandersetzen müssen.

Hans Hänig

Einführung in das Gesamtgebiet des Okkultismus. Von Manfred Kyber. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1924. 187 S. 4 M.

Die Literatur über Okkultismus im weitesten Sinne ist in letzter Zeit durch einige Einführungen bereichert worden, die nicht eine Richtung vertreten, sondern einen Überblick über das Problem als solches zu geben suchen. Zu diesen gehört auch das Buch von Kyber, das, wie Stil und Ausdrucksweise zeigt, der Steinerschen Schule nahesteht. Daß er nicht in jene Kritiklosigkeit und blinden Autoritätsglauben verfallen ist, wie das leider nur allzu oft in diesen Kreisen hervortritt, ist dem Verfasser hoch anzurechnen. Trotzdem möchte ich das Buch nicht Jedem in die Hand geben, der zum ersten Male an dieses ungeheuer schwierige und umfangreiche Gebiet herantritt. Es setzt bereits Kenntnisse voraus, die nur durch eine eingehende Beschäftigung mit der Phänomenologie des sogenannten experimentellen Okkultismus erworben werden können (ich weise in dieser Hinsicht auf die Grundzüge der Magiologie von H. Schmidt in der Sammlung Göschen hin, wo vor allem zahlreiche Einzelergebnisse veröffentlicht sind). Wer sich diese angeeignet hat, wird das vorliegende Buch nicht ohne großen Nutzen weglegen können: es enthält, von der hohen Warte theosophischer Weltbetrachtung aus geschrieben, nicht nur in großen Zügen eine Darstellung der wesentlichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete, sondern stimmt auch in den Erklärungen mit dem überein, was heute in erfreulicher Übereinstimmung von den verschiedensten Seiten angenommen worden ist; wertvoll sind außerdem die gelegentlichen Angaben über Symbolik und geheime Überlieferungen, mit der sich vor allem die Vertreter der Religionswissenschaft und der Kulturgeschichte mehr als bisher beschäftigen sollten. Das Buch von Kyber ist für mich gerade in der Gegenwart ein erfreulicher Beweis dafür, daß der Streit der verschiedensten „Richtungen" auf diesem Gebiet völlig unnütz ist: sie ergänzen sich im Gegenteil gegenseitig, und so wird gerade ein Buch wie das vorliegende für Fortgeschrittenere wertvolle Anregungen bieten können.

Hans Hänig

Die Grenzen des Erziehers und seine Verantwortung. Von Eberhard Grisebach. Halle a. S., Max Niemeyer 1924. 354 S. 8, geb. 10 M.

Der Jenaer Philosoph gibt in dem vorliegenden Werke die Grundlegung einer kritischen Pädagogik. Er leistet damit eine Arbeit, die weit über den Umkreis der Pädagogen hinaus ihre Bedeutung hat. Denn sein Grundproblem heißt: Ist überhaupt Erziehung möglich, d. h. ein Handeln von Mensch zu Mensch, bei dem der Erzogene nicht nur äußerlich, sondern in seinem Wesen verändert wird? Für die üblichen Formen heutiger Erziehung glaubt Grisebach es ablehnen zu müssen. Die heutige humanistische Bildung wolle totes Kulturgut durch Tradierung im Zögling lebendig machen. Aber wirkliche Erziehung finde nur da statt, wo Ich und Du in gemeinsamer Arbeit am Gegenstande sich bemühten. Wirkliche Erziehung könne also überall stattfinden, nicht nur in der Schule, und die Arbeit der Schule habe nur dann einen Wert, wenn sie den Zögling auf den dialektischen Charakter aller Wirklichkeit aufmerksam mache. (Wenn damit eine Arbeitsschule gerechtfertigt wird, so jedenfalls eine andere als die heutige.)

Grisebach setzt also seine Bemühungen um eine Erneuerung der Philosophie, die er in der „Schule des Geistes" (Halle 1921) und in den „Problemen der wirklichen Bildung" (München 1923) begonnen hatte, mit Entschiedenheit fort. Die Problematik der heutigen Schulphilosophie ist nun deutlich erkannt. Der Idealismus hatte aus den eigenen Voraussetzungen der Vernunft heraus die Wirklichkeit schaffen wollen; er glaubte, den „Ursprung" in der Hand zu haben, der uns doch nie gebbar, immer nur im indirekten Hinweis aufgegeben ist. Grisebach stellt nun aber dem Idealismus nicht einen unkritischen Realismus gegenüber, womit er selbst wieder in den methodischen Fehler des Idealismus verfallen würde, sondern einen kritisch-dialektischen.

Man merkt dem vorliegenden Werke die lange Zusammenarbeit des Verfassers mit Gogarten an. Die Ernstlichkeit und die Selbständigkeit der theologischen Fragestellung werden durchweg anerkannt. (Freilich unterlaufen auch ihm bei allem Bemühen um Wahrung der Grenzen zwischen Theologie und Philosophie noch Grenzüberschreitungen, genau wie bei den dialektischen Theologen.) So entwickelt sich hier bei seiner methodisch-besonnenen Arbeit eine neue Art des Philosophierens, die auch für die Theologie von höchster Ergiebigkeit sein wird, vor allem für die beiden Hauptprobleme der Gegenwart, die Lehre von der Kirche und die Sozialethik. Freilich sei dem Leser eine Warnung mitgegeben. Wir alle sind heute noch so in den Denkgewohnheiten des Idealismus befangen, daß die notwendige Umstellung, die die kritisch-dialektische Philosophie erfordert, nicht leicht sein wird; man kann sie sich nur ganz allmählich erarbeiten. Grisebachs Buch ist deshalb auch nicht geeignet, den zu befriedigen, der rasch sich eine Menge Kenntnisse erwerben will. Aber es ist allerdings ein Werk, mit dessen Hilfe man anständig philosophieren — und theologisieren lernen kann.

Otto Piper

Der Deutsche und sein Staat. Von Paul Natorp. 120 S. 3 M.
Kant über Krieg und Frieden. Von Demselben. 56 S. 1.50 M. Verlag der Philosophischen Akademie Erlangen 1924.

Für den verstorbenen Philosophen hat es bekanntlich keinen Stillstand des Denkens gegeben. Gerade seine letzten Jahre gewähren uns das Schauspiel einer intensiven Steigerung seiner konzentrischen Verdichtung und Vertiefung seines systematischen Wollens. Und diese Intensität war in ihrem Wesen und ihrer Richtung eine Art Demonstration zu seiner Lehre von einer letzten Koinzidenz des abstrakten Gedankens mit der Konkretion. Denn weit entfernt, daß ihn dieses Denken in weltferne Spekulationen entführt hätte, war es vielmehr gerade umgekehrt kräftig genug, die gegebene Konkretion des Lebens in seine Bewegung hineinzureißen.

Die beiden vorliegenden Schriften gehören der Zeitgeschichte an; aber man weiß, was dies bei einem Natorp bedeutet: Zeitliches wird in unbedingter Beteiligung miterlebt und mitgetragen; dieses Mitleben aber besagt, daß es ergriffen wird von einer Betrachtungsart, deren Überzeugungskraft von dem Gesichtspunkte der Ewigkeit geleitet ist. Da gibt es kein „Historisch-Zufälliges" mehr, das sich zur Theorie wie ein Anwendungsfall verhalten würde; kein vornehmes Vorübergehen an der Empirie enthebt hier den Philosophen der Mühsal der einmal gegebenen Lage. In der zeitgeschichtlichen Empirie will die Ewigkeit zu Worte kommen; im Anliegen der Gegenwart ist die ganze Lebensfrage gestellt — sie kann nur mit der ganzen Verantwortung beantwortet werden. Und das Wissen von dem ewigen Sein ist es, mit dem Natorp der Zeitlage begegnet, auch wenn ihr Bild kaum durch andere als düstere Umrisse umschrieben ist.

Unser erstes Heft enthält eine Rede über „Volk und Menschheit" und eine Abhandlung „Vom Staat". Die Rede wurde gehalten auf der Tagung der Jungsozialisten in Hofgeismar Ostern 1923. Die an sie anknüpfende Pressepolemik gibt dem Redner Anlaß zu einem apologetisch gehaltenen Vorwort. Ein Nachwort über die Tagung bezeugt uns, welchen ernsthaften Eingehens der ehrwürdige Mann die Gedanken der Jungen für wert gehalten hat.

Wie lehrte Natorp die jungen Sozialisten zur Zeit des Ruhrwiderstandes die Lage betrachten? Weder Einzelmensch noch Volk noch Menschheit sei ein bloß Akzidentielles: sie alle drei seien wesenhaft, aber aufsteigend das Eine die Potenzierung des Andern. Im Ganzen des Lebens, das in ihnen gegenwärtig ist, finden sie ihren Halt und ihre Rechtfertigung. Jenseits des unendlichen Widerstreites von Formung und Entzweiung liegt derjenige Ort, der der Schwingung des Rades enthoben ist, nicht weil er nichts mit ihr zu tun hat, sondern gerade weil er sich in seiner Achse befindet. Von hier aus stellt sich die Frage nach dem Wesen des Deutschtums. Weil in ihm das Überendliche der Lebensverwirklichung am deutlichsten zur Erkenntnis kommt, darum ist ihm in der Wirklichkeit auch die größte Tragik auferlegt. Äußerlich mag es dahinsterben, aber für seine Idee gibt es keinen Tod. Um aber den Weg einer falschen Verwirklichung zu vermeiden, wird das Deutschtum auf den Staat der Gewalt Verzicht leisten. Es fällt hier das angefochtene Wort: „Soll Deutschland das Opfer sein, mit dem dieser Sieg erkauft wird, dann sei es das Opfer. Viel-

leicht, daß es eben damit seinen Weltberuf erfüllt" (42). — Vom Staate kann sachgemäß nur aus dem Zusammenhange dieser kritischen und doch konkreten Lebensphilosophie heraus ein Begriff entworfen werden. Diese Philosophie fordert den Sieg der Idee, wohlverstanden: auch im seelisch-leiblichen Dasein des Menschen auf der Erde (75). Sie fordert das „Zu uns Kommen des Reiches." Was ist der Sinn dieser Forderung? Hat sie etwas zu schaffen mit einer „optimistischen" Geschichtsbetrachtung? Keineswegs! Denn der Glaube an das Kommen des Reiches bleibt ein ewiges Paradox. Daß er sich in uns behaupte, das ist das Entscheidende. „Diese Gewißheit des Siegs, das ist der Sieg" (78). In die Bewegung des kommenden Reiches wird auch der Staat hineingestellt. Als „Standort" zum Durchblick auf das Ewige wird er seiner Idee nur gerecht, als er so weit möglich auf Gewalt verzichtet und auf Frieden gerichtet ist. —

An Hand von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" wird die Friedensfrage in das Licht letzter Problematik gestellt. In der „Naturgeschichte des Himmels", in der Antinomielehre, in der Lehre von der Praktischen Vernunft sind die Voraussetzungen des Kantischen Traktates zu suchen. So gewinnt die Frage eine geistvolle Vertiefung, von der schnellfertiger Pazifismus so gut wie oberflächlicher Realismus Entscheidendes zu lernen hätten. Wie für Kant dem Frieden zunächst gewichtige naturgesetzliche Realität in den Weg tritt, so will auch Natorp über das Recht und die Wahrheit der antinomischen Lebensdynamik nicht hinwegtäuschen; aber über sie hinaus führt sein Weg zum Frieden zu der einen ursprünglichen Lebenswahrheit zurück, die, ob sie gleich Quellpunkt aller Spannungen und Widersprüche bleibt, doch für den unausweichlichen Kampf die Versöhnung bedeutet.

Besinnung auf jene eine lebensmächtige Wahrheit, Glaube an die alle Sinnlosigkeit zerstreuter äußerer Gewalten überwindende Kraft der Idee — das ist es, was Natorp in der deutschen Jugend erwecken will. Möchte sie diesem letzten Willen ihres bewährten Freundes gerecht werden. Dann wird sie einsehen, daß wohl Natorp, aber nicht sie das Recht hat, sich mit beredtem Worte auf die Einheit des Lebens zurückzubeziehen. Über das, was nicht sterben kann, wird sie sich keinen unkritischen Täuschungen hingeben; sie wird sich davor hüten, die Reinheit wahrhaft transzendierenden hinüberschreitenden Glaubens mit dem Glauben an zentrale aber doch immanente menschliche Lebenskraft zu verwechseln. Nur bei dieser kritischen Umsicht wird sie die in der Negation geläuterte und gerade darum unerhörte Zuversicht dieses letzten Natorpschen Weckrufes in ihrer Größe und Überlegenheit lebendig an sich erfahren können. Heinrich Barth

Der evangelische Gottesdienst im Wandel der Zeiten. Von D. Friedrich Niebergall. Sammlung Göschen. Berlin-Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger 1925. 121 S. Geb. 1.25 M.

Auf nur 120 Seiten werden hier wichtige Grundbegriffe für das Verständnis und die Beurteilung des Kultus geklärt und der evangelische Gottesdienst in seinen verschiedenen zeitgeschichtlich bedingten Wandlungen geschildert. Bei dem knappen Raum sind naturgemäß weniger Einzelheiten erwähnt, als daß die großen Entwicklungslinien aufgewiesen werden. Dabei ist jedoch nichts Wesentliches unberücksichtigt geblieben und stets sind mit großer Kraft und Klarheit die aus dem reformatorischen Verständnis des Evangeliums sich ergebenden Grundsätze für die Gestaltung des gottesdienstlichen Lebens herausgestellt. Die Beurteilung der älteren und neueren Reformversuche ist gerecht abwägend Ulrich Altmann

Vom Werden der neuen Gemeinde. Von Ludwig Heitmann. Aus der Welt der Religion, praktisch-theologische Reihe, Heft 4. Gießen, Töpelmann 1925. 31 S. 0,80 M.

Wer die Zukunft der Kirche nicht auf die Wahrung eines angeblichen Besitzstandes und auch nicht auf die Verfolgung von fertigen Reformprogrammen gegründet wissen will, greife zu diesem Heftchen. Der Großstadtpfarrer spricht hier zu uns von der neuen Gemeinde; wie sie zur Voraussetzung hat das bewußte Stehen in dem Todesschicksal, das Individualisierung, Autonomie, Entgötterung über uns gebracht haben; wie sie heranreift durch jugendliche Geistergärung, durch den Übergang zur Innenbetrachtung des Lebens und zur Gemeinschaft, zur Erfassung der Gesamtschuld und des Gesamtschicksals. Wie ihr das Objektive begegnet im Gleichnis, das sie über das ganze Leben ausgebreitet sieht, wie es in ihrer Mitte Gestalt gewinnt in liturgischer und ethischer Haltung, die immer dies eine sagen wollen: wir dienen. Und endlich, wie es diese Gemeinde fertig bringt, voll Erlösungsbereitschaft und Siegeswillen drinnen zu stehen in dieser Todeswelt, deren Ende sie erfleht. Wilhelm Thomas

Schleswig-Holstein und die lutherische Konkordie. Von E. Feddersen. Pratz, J. W. Hansen. 280 S. 7.50 M

Auch die Leser der CW dürfen aufmerksam gemacht werden auf diesen Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirchenlehre, genauer zur Geschichte der noch ganz mittelalterlich an Lehrgesetzlichkeit hängenden lutherischen Orthodoxie. Feddersen zeigt überzeugend, wie die als melanchthonisch-mildorthodoxe, ja Religion von Theologie scheidende Freihaltung der Schleswig-Holsteinschen Landeskirche von der Verpflichtung auf das Konkordienbuch eine verkehrte geschichtliche Auffassung vom Standpunkt des Neuprotestantismus darstellt, während von dem auch von dem geistigen Führer dieser Landeskirche von Eitzen, der vortrefflich plastisch herauskommt, vertretene Standpunkt der buchstabengläubigen Inspirationstheologie aus die Ablehnung der die Lehrstreitigkeiten abschließenden Konkordie nur einen Mangel an konsequentem Durchdenken der Lehre bedeutet. Im philippistischen Lager weht aber derselbe unfreie und unkritische Geist wie im Gnesioluthertum. Troeltsch behält also Recht.

Otto Baumgarten

Die Mission der nassauischen Landeskirche. Von Th. Schneider, Studienrat a. D. 60 S. (Als Manuskript gedruckt. Idealverlag Nierstein a. Rh.)

Diese Schrift kann ich denen, die in meiner „Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche" tiefere Wahrheitsmomente gefunden haben, nur als eine weitere Bestätigung jener Besorgnis warm empfehlen. Die 100 Jahre der geschilderten Landeskirche sind nichts anderes als eine konsequente Rückbildung einer konfessionsfreien Kirche des Evangeliums in eine richtige Bekenntniskirche, und zwar durch behördliche Einschmuggelung, liberale Akkomodation, künstliche Umdeutung und Identifikation von Bibel und Wort Gottes seitens der Gemeindeorthodoxie und der vor ihr sich fürchtenden Geistlichkeit. Ob freilich die einfache Rückkehr zur Lehrverpflichtung der nie eigentlich aufgehobenen Unionsurkunde erreichbar und für die größeren Landeskirchen mitbestimmend werden kann? Das ginge nur zugleich mit der Rückkehr zum Staatskirchentum, das doch trotz Erich Foersters Glauben dann für immer begraben ist. Otto Baumgarten

Kultur und Sprache im neuen England. Von Professor Dr. Heinrich Spieß. Leipzig und Berlin, Teubner 1925. 216 S.

Die ausgebreitete Detailkenntnis des Sprachgelehrten verbindet sich hier mit der Intuition der Sprache als lebendiges Geistwesen. Der Verfasser beobachtet die Sprache des zeitgenössischen England. Der Zeitpunkt ist glücklich gewählt. Die Einflußkurve entscheidender geschichtlicher Begebenheiten von kontinentalen und ökumenischen Ausmaßen, wie Weltkrieg und Revolution, aber auch wie die allgemeine Kulturentwicklung des Jahrhunderts vor dem Kriege, kann mit ungewöhnlicher Deutlichkeit an dem Leben der Sprache abgelesen werden, ganz besonders, wo es sich um eine geschlossene und geprägte Nation, wie es die englische ist, handelt. Die exakt dargebotenen Stoffmassen haben sich dem Verfasser bereits unter systematischem Gesichtspunkt geordnet. Das Buch bietet den Ausgangspunkt dar für eine Fülle von kulturhistorischen, völkerpsychologischen und sprachphilosophischen Einsichten. Vor allem lernt man respektvollen Abstand nehmen vor dem unüberseh baren, unberechenbaren und unbeherrschbaren Leben der Sprache. In ihrem Organismus scheinen Trieb und Geist zu einem Leibe verwachsen. Die Sprache ist wirklich das lebendig sich wandelnde Ideogramm des Nationalwesens. Wenn man in dieser Fülle des Konkreten hinabtaucht, die Spieß' Untersuchung vor einem ausbreitet, da fällt es bedrückend auf die Seele, wie tief die Menschheit durch das geschieden ist, was wir Nation nennen. Über die Oberfläche der Sprache hinüber mag sich leicht eine Verbindung von Volk zu Volk ergeben. Sie bleibt dann aber auch an der Oberfläche. Sprache in ihrer Tiefe gemessen und durchschritten zeigt die erschütternde Ferne zwischen Volk und Volk. Man denkt dabei etwa an Stockholm. Da traf vielleicht so etwas aufeinander, wie ein Imperialismus der Ideen. Der mag wohl seinen Weg finden von drüben und auch vielleicht von hüben. Aber es wird immer der Weg über die Oberfläche sein. Der Weg durch die Tiefe der Sprache, das heißt durch die Wirklichkeit, geht durch einen Respekt vor der fremden Nationalität, wie er nicht streng und vorbehaltlos genug geübt werden kann: also wie man ihn für sich selbst fordert. Paul Schütz

Das amerikanische Wirtschaftstempo als Bedrohung Europas. Von Theodor Lüddecke. Leipzig, Paul List 1925. 121 S. 3.25, geb. 4 M.

Dies ist ein Buch, das mit packender Überzeugungskraft darlegt, in welche ungeheure Gefahr die gesamte europäische Kultur plötzlich durch die durchgreifende Wandlung der weltwirtschaftlichen Lage geraten ist. Nach der Flut blasser Programmschriften einer weltfremden Ideologie, die wir in letzter Zeit über uns ergehen lassen mußten, wirkt dieses Buch, das dem ganzen Ernst der Lage tapfer ins Gesicht sieht, mit seinem praktischen, wahrhaftigen und nüchternen Wirklichkeitssinn wie eine Befreiung — trotz des düsteren Ausblicks, den es zu geben gezwungen ist.

Wie die meisten der anderen wissenschaftlichen Disziplinen macht ganz besonders die Nationalökonomie in der Gegenwart eine starke Krisis durch, die rücksichtslos selbst an den Fundamenten der ökonomischen Begriffswelt alten Stiles rüttelt. Gibt es doch heute kaum ein „Gesetz" der bisherigen Nationalökonomie, das in der jetzigen gänzlich geänderten Lage noch unbedingte Gültigkeit hätte. Es ist bezweifelt worden, ob die wissenschaftliche Nationalökonomie in ihrer gegenwärtigen Gestalt überhaupt imstande sei, der ganz neuen, höchst problematischen Situation, welche die moderne Entwicklung gezeitigt hat, gerecht zu werden. In der Tat zeigt sich, — worauf bisher Oswald Spengler am eindringlichsten hingewiesen hat — daß vielfach gänzlich neue

Perspektiven, ein neuer Wirklichkeitssinn, der ohne Einseitigkeit die Gesamtheit aller mitspielenden Faktoren berücksichtigt, nötig ist, um die gegenwärtige Wirtschaftsentwicklung tiefgründig zu erfassen. „Einseitig isolieren zu wollen bei einer Betrachtung ursächlichen Zusammenhangs in der gegenwärtigen Weltkrise, hieße schon daneben greifen (S. 7)." Man kann nicht umhin, den mancherlei kritischen Stimmen in hohem Maße recht zu geben, die da behaupten, daß viele Wirtschaftswissenschaftler aus der alten Schule den Problemen der gegenwärtigen Lage schon aus dem Grunde nicht mehr gerecht zu werden vermögen, weil sie dem modernen Wirtschaftsrhythmus innerlich zu fremd gegenüberstehen. Hier muß eine neue Generation marschieren, die von Jugend auf in der Praxis mit den Schwierigkeiten der Lage gerungen hat.

Aus der ganzen Linienführung des Buches geht hervor, daß der Verfasser persönlich in dem rücksichtslosen Existenzkampf des „amerikanischen Wirtschaftstempos" gestanden haben muß und auf diesem Wege seine neuen wissenschaftlichen Perspektiven gefunden hat. Hier schreibt ein Mann, dem man es anmerkt, daß das Schreiben an sich im Grunde genommen für ihn nur eine sehr nebensächliche Angelegenheit sein kann.

Er betrachtet die Wirtschaftsseite des Lebens nicht als etwas Isoliertes, sondern als eine der Äußerungen des modernen Menschentums, welches dieses Wirtschaftssystem am Leben erhält. Nur einige Formulierungen aus dem Inhalt: „Unterschiede im sozialen Spannungszustand zwischen Europa und Amerika", „Der Arbeiter als klassenbewußter Proletarier und als Gentlemen", „Organisation und Menschenbehandlung in deutschen und amerikanischen Fabriken", „Intellektuelle Zerfaserung des europäischen Menschen im Vergleich zur geschlossenen Aktivität des Amerikaners", „Henry Ford als konstruktiver Revolutionär, der ins Positive wirkt", „Ford contra Marx", „Die make money Tradition und der neue Wirtschaftsgeist", „Ökonomische Technik und technische Ökonomie", „Ingenieurgeist und Krämergeist in der industriellen Verwaltung", „Qualitätsarbeit als investierte Sorgfalt", „Beziehung zwischen Lebensstandard der Bevölkerung und Intensitätsgrad der Wirtschaft", „Der Staat als Parasit auf der Wirtschaft", „Der Arbeiter als Mitarbeiter oder als willenloses Glied einer Masse", „Gestaltwandel des „homo oeconomicus", „Kriegsschuldlügen und weltwirtschaftliche Notwendigkeiten", „Der Geist der Sachlichkeit".

Bei aller wissenschaftlichen Exaktheit versteht es der Verfasser durch die plastische Art seiner Linienführung die in Frage kommenden Probleme auch dem ökonomisch nicht geschulten Leser nahe zu bringen. Für den Theologen und praktischen Kirchenmann ergibt sich heute immer mehr, daß ein erfolgreiches Wirken der Kirche in dieser Welt harter Tatsachen ein tiefgründiges Erfassen der allgemeinen gesellschaftlich-wirtschaftlichen Lage voraussetzt. Da dieses Buch im besonderen auch die Auflösungssymptome der modernen Gesellschaft und ihre möglichen Auswirkungen auf die Wirtschaft berücksichtigt, dürfte es gerade für die Leser der CW von Interesse sein. Werner Schmidt

Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. Von Philipp Witkop. 1. Band. Dritte veränderte Auflage. Leipzig, Teubner 1925. 306 S. Geb. 10 M.

Der Erfolg dieses aus heißem dichterischen Miterleben geborenen Buchs spricht für sich selbst. Die neue Auflage bedarf deshalb eines besonderen Hinweises, weil sie vielfach verändert und durch sechs schöne, zum Teil wenig bekannte Bilder ausgestattet ist: Goethe, Klopstock, Schubart, Claudius, Bürger, Hölderlin. Im Einzelnen ist die zweite schlesische Schule etwas genauer umrissen, die Stellung Luthers zum Persönlichkeitsbegriff der neueren Zeit schärfer betont, ein Absatz über den Aristokratismus des Katholizismus gestrichen, Tersteegen wenigstens genannt, in dem schönen Abschnitt über Goethe die Einwirkung Hamanns und Herders tiefer erkannt, überhaupt die Lyrik der freien Rhythmen kräftiger zur Geltung gebracht. So wird diese Darstellung unserer deutschen Lyrik, die ja zwar die Persönlichkeit in den Mittelpunkt rückt, aber doch, um in ihrem Spiegel das Gegen- und Ineinander der geistigen und historischen Mächte zu gewahren, auch weiterhin ihre Freunde finden. Hinrich Knittermeyer

Münchener Laienspiele, 13. bis 16. Heft. — 13. Heft: **Die zehn Jungfrauen, ein Spiel von der Bereitschaft.** Von Otto Bruder. — 14. Heft: **Deutsche Weihnacht,** für den Gottesdienst zusammengestellt von Else Lindenberg. — 15. Heft: **Die Myrtenprinzessin,** nach einem Brentanoschen Märchen von Heinrich Burhenne. — 16. Heft: **Das Haus, ein Spiel von Tod und Auferstehung.** Von Hans Mersmann. München, Chr. Kaiser 1925. Je 1 M., 16. Heft 1.60 M.

Die Grundlagen der von Rudolf Mirbt herausgegebenen Laienspiele habe ich in der CW 1925 Nr. 46/47 knapp umrissen. Inzwischen ist die Sammlung um diese vier Spiele gewachsen. Sie bewegen sich in der von mir angedeuteten Richtung. Das dreizehnte und fünfzehnte Spiel stellen spielgemäße Bearbeitungen alter oder älterer Texte dar, während die beiden andern Hefte aus der Gegenwart und ihren Fragen heraus den Zugang zum alten „Spiel" suchen.

Die Bearbeitungen der alten Texte sind nicht nur geschickt, sondern auch originell. So hat Otto Bruder das schwierige Gleichnis von den zehn Jungfrauen klar verständlich gemacht, so daß auch der neutestamentliche Exeget zu dieser Deutung greifen sollte. Im Gegensatz zu dem biblischen Gleichnis, in dem nur fünf Jungfrauen Öl haben, besitzen in dieser Bearbeitung alle zehn das Öl der Bereitschaft, von denen aber nur fünf ausharren, während die andern fünf die Zeit des Wartens nicht ertragen, sondern ehe der Herr kommt ihre Lampen anstecken, das Öl verbrauchen und an der Freude über das endliche Kommen des Herrn keinen Anteil mehr haben. Die Sprache ist groß, oft an die Griechen erinnernd. Überhaupt ist Bruder in dem Aufbau der Einzelreden, die sich an Höhepunkten zum Chor vereinen, dem der Gegenchor der andern fünf Jungfrauen entspricht, oft antikisierend. Im Vergleich zu seinen Gedichten zeigt sich manche sprachliche Vertiefung und Veredlung, zu seinem Spiel „Franziskus" ein stärkeres Erfassen des Wesentlichen am Spiel.

Die „Myrtenprinzessin" ist eine sehr freie Bearbeitung des gleichnamigen Märchens von Brentano. Auch hier ist der Bearbeiter kühn mit dem Stoff umgegangen, fast so kühn wie Mirbt mit dem Grimmschen Märchen „Gevatter Tod". Brentanos Märchen hat verschiedene Risse, die Burhenne zu tilgen versucht hat. Sowohl die Diskrepanz zwischen der Beschwörung des Blumenkindes durch den Menschen, der jenes nur widerwillig nachgibt, obgleich es dann selbst seinem Beschwörer zu Diensten sein will, als auch die Unausgeglichenheit: ist das Blumenkind tot oder nur verwundet, und die Motivlosigkeit der Genesung sind von Burhenne geschickt beseitigt durch die Idee, daß der Glaube an den Liebsten diesen lebendig machen kann. 6 männliche, 5 weibliche Spieler, zwei Geigen und ein nicht unerheblicher szenischer Aufwand.

Das Weihnachtsspiel ist ein Mittelding zwischen liturgischen Weihnachtsgottesdiensten und Weihnachtsspielen; mit vom Kirchenchor und der Gemeinde gesungenen Liedern wechselt die szenische Darstellung des Weihnachtsevangeliums ab. Daß die Weisen aus dem Morgenland von der Krippe schon wissen, als Maria noch Herberge sucht, also von der Krippe noch nichts weiß, halte ich nicht für glücklich; auch bestehen doch wohl sehr feine Stimmungsunterschiede zwischen Advents- und Weihnachtsliedern, die man nur mit Vorsicht durcheinander singen sollte, ganz zu schweigen von dem Abendlied „Der Mond ist aufgegangen", das unmittelbar nach dem Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, ihr Englein kommt" gesungen wird.

Das Spiel „Das Haus" von dem Privatdozenten für Musikwissenschaft Hans Mersmann beschließt die Sammlung. Man sollte es nur mit abgeblendeten Lichtern spielen, im Halbdunkel und Zwielicht, durch das der Tod hindurchschreitet mit den Kriegern, denen das Ungeheuerlichste, das Töten, so zur Gewohnheit ward, daß sie der Tod zum Hinsinken nur anzutippen braucht. Nur Eine, die Frau mit dem Kind unter ihrem Herzen trotzt dem Tod und gibt uns eine tröstliche Verheißung. Stark im Effekt und in der Technik des Zwielichts, groß in der Idee, aber doch wohl nicht gründlich genug und bisweilen arg an das „Theater" erinnernd, von dem der Münchener Kreis gerade loskommen will. So stellt gerade dieses beachtenswerte und in seiner Art auch wertvolle Spiel von Neuem die Frage nach der Bedeutung und Berechtigung des Laienspiels für die Gegenwart sowie nach seiner Abgrenzung vom Theater.

Hans Schimmelpfeng

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die Wirtschaft Frankreichs — Die europäische Textilindustrie — Lage von Industrie und Arbeiterschaft in Fern-Osten

Nachdem das letzte Mal von Ansätzen zur Selbstbesinnung in der deutschen Industrie die Rede war, möchte ich noch ein Beispiel dafür nachtragen, wie die deutsche Unternehmerschaft aus sich selbst heraus der Stimme der Wirtschaftsvernunft Gehör verleiht. In der Generalversammlung der AEG sprach der Vorsitzende des Direktoriums, Geheimrat Deutsch, über die Wirtschaftslage Deutschlands ganz im Sinne der Auffassung, wie wir sie hier vertreten. Am Schlusse seiner Ausführungen hält er es für unmöglich, daß alle staatlich abgegrenzten Wirtschaftsgebiete Europas auf die Dauer den Standpunkt aufrechterhalten können, aus nationalem Interesse möglichst den gesamten Bedarf im Inland herzustellen. Sie werden selbst zur Einsicht kommen, daß sie nur je nach Vorhandensein von Bodenschätzen und je nach dem Charakter der volkswirtschaftlichen Kräfte nur solche Fabrikate erzeugen können, die ihrer Lage angemessen sind. Insbesondere hochwertige Fabrikate: Werkzeugmaschinen, Spezialtextilmaschinen, Maschinen für Stark- und Schwachstromtechnik werden nur in wenigen Ländern hergestellt werden können. Und mit allen Mitteln sollen wir Deutsche im In- und Ausland den Abbau der Hochschutzzölle propagieren, um bei einer der individuellen Lage der Länder angepaßten Produktion in freiem Austausch die Produkte daher beziehen zu können, wo sie am besten und billigsten hergestellt werden. Die Aussichten der AEG werden optimistisch geschildert: die Konsumption von Elektrizität, die pro Kopf in Amerika 415 Kilowatt, in der Schweiz 398 Kilowatt, in Deutschland dagegen nur 162 Kilowatt beträgt, wird sich in Deutschland sehr steigern. Das dürfte freilich eine unerfreuliche Wirkung auf den ohnehin schwer

kämpfenden Kohlenabsatz ausüben. Doch möchte ich über die Lage im Kohlenbergbau Deutschlands und Englands das nächste Mal ausführlicher berichten. Diesmal wollen wir den Blick auf einige internationale weltwirtschaftliche Beziehungen richten.

Die durch den Versailler Vertrag in Europa gezogenen Grenzen haben ihre Wirkung auch auf die Wirtschaft gehabt. Sie haben neue kleine Staaten geschaffen, die den Ehrgeiz hegen, zugleich selbständige Wirtschaftsgebiete zu sein; sie haben auch bisher zusammengewachsene Wirtschaftsgebiete gewaltsam getrennt; am auffallendsten ist das in Oberschlesien. Dasselbe gilt aber auch für Lothringen. Die lothringische Industrie ist eine Schöpfung der Ruhrindustrie und war größtenteils in deren Besitz. Die Ruhrindustrie bezog aus Lothringen und Altfrankreich zusammen jährlich etwa 2,5 Millionen Tonnen Eisenerz, das an der Ruhr verhüttet wurde. Umgekehrt lieferte die Ruhr nach Lothringen und Altfrankreich etwa 5—6 Millionen Tonnen Koks, das zur dortigen Verhüttung diente. Auch in Lothringen hergestellter Rohstahl und Roheisenblöcke wanderten ins Ruhrgebiet, um da weiterverarbeitet zu werden: eine intime industrielle Verbindung zwischen beiden Wirtschaftsgebieten. Der Versailler Vertrag hat sie zerrissen, und der deutsche Besitz wurde sequestriert. Die Ruhrindustriellen wurden von der deutschen Regierung mit mehreren Milliarden noch recht hochwertiger Mark entschädigt, die, um nicht der Entwertung zu verfallen, in Forsten, Reedereien, Maschinenfabriken angelegt, nur zum Teil zum Aufbau eigener Stahlwerke im Ruhrgebiet verwendet wurden. Die vor dem Kriege für beide Teile: Frankreich und Deutschland wohltätigen gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen waren damit zerstört, sehr auch zu Ungunsten Frankreichs. Denn Deutschland liefert (auf Grund des Reparationsverfahrens) noch erhebliche Koksmengen nach Frankreich; von der Gesamtkokseinfuhr Frankreichs vor dem Kriege 73 %, nach dem Kriege 84 % oder etwa 420 000 Tonnen im Monat. Ein sehr günstiger Umstand für die deutsche chemische Industrie, welche die in den Kokereien gewonnenen Nebenprodukte braucht, welche Kokereien wieder den Absatz des Koks nach Frankreich brauchen. Umgekehrt gestaltete sich die Lage für Frankreich ungünstiger; die französischen (und lothringischen) Eisenerze fanden in Deutschland erheblich geringeren Absatz; denn die deutsche Eisenherstellung hatte sich auf skandinavische und überseeische Erze umgestellt. Während vor dem Kriege etwa 8 % der Eisenerzproduktion Frankreichs (einschließlich Lothringens) nach Deutschland wanderten, betrug die Ausfuhr nach Deutschland nach dem Kriege nur mehr 2 %; sie hat bis zum Jahre 1922 allerdings wieder zugenommen. Auch für die Rohstahl- und Halbzeugeisenfabrikate besteht geringere Aufnahmefähigkeit in Deutschland. Der französische Überschuß in diesen Produkten wandert nach Großbritannien und Belgien und drückt dort den Markt.

Diese unbefriedigenden Verhältnisse versucht man nun durch mehrjährige Versuche, einen beiderseits annehmbaren privatwirtschaftlichen Eisenpakt zu schließen, zu verbessern. Ein solcher kam am 16. Juni 1925 als sogenannter „Luxemburger Eisenpakt" zustande, der Luxemburg und das Saargebiet mit einschloß. Danach verpflichtete sich die deutsche Schwerindustrie jährlich 1 ¾ Millionen Tonnen Eisen von Frankreich zu übernehmen unter folgenden Gegenzugeständnissen: daß das Kontingent von den deutschen Verbänden geschlossen übernommen wird (damit also konkurrierende Abmachungen deutscher Einzelfirmen mit den Franzosen ausgeschlossen sind), ferner daß die Franzosen auf die Forderung der Herabsetzung der deutschen Eisenzölle Verzicht leisten. Dieses Abkommen sicherte den deutschen großen Verbänden das Eisenmonopol im Inland; sie hatten die Preisgestaltung in Händen, die sich stellte: hoher englischer Eisenpreis plus Zoll plus Fracht plus Spesen, so daß Deutschland im Inland die höchsten Eisenpreise der Welt hatte. Das Abkommen erregte infolgedessen den Unwillen der Eisen verarbeitenden Industrie; auch die Eisen produzierende Industrie überzeugte sich von der Unhaltbarkeit des Paktes und kündigte ihn einige Monate, nachdem er geschlossen war. Heute sind erneute Verhandlungen im Gange, wobei das Verhältnis des kommenden privatwirtschaftlichen Paktes zu den kommenden staatlichen Handelsverträgen zwischen Frankreich und Deutschland problematisch ist. Gefordert wird namentlich von der Eisen verarbeitenden Industrie, daß den einzelnen deutschen Werken die Möglichkeit direkten Eisenbezugs von lothringischen und luxemburgischen Lieferanten gegeben sei und daß die Bezugspreise nicht unter der Kontrolle der großen Verbände stehen. (FZ 118.) Angesichts der Wichtigkeit der Verbilligung aller Produkte in Deutschland können diese Beziehungen zwischen französischer und deutscher Eisenindustrie nicht ernst genug genommen werden, da teures Eisen fast alle Produkte im Preis steigert, weil man zur Herstellung fast aller Verbrauchsgegenstände Eisen in Form von Maschinen braucht. Vielleicht ist der neue Pakt bis zu dem Augenblick, wo diese Zeilen erscheinen, schon geschlossen.

Frankreichs Wirtschaftslage, die bei diesen Verhandlungen eine wichtige Rolle spielt, zeigt dabei ein seltsames Bild. Bei stark beschäftigter Industrie große Besorgnis der Industriellen vor der Zukunft. Die Handelsbilanz ergab im Dezember 1925 eine Rekordziffer: Einfuhr 5446 Millionen Franks (4574 im Vorjahr); Ausfuhr 4629 (4198 i. V.), also Einfuhrüberschuß von 817 Millionen Franken gegen 381 Millionen im November. Nach Gewicht ergibt sich ein anderes Bild: die Gewichtsmenge der Einfuhr ist nicht erheblich gestiegen, wohl aber die Gewichtsmenge der Ausfuhr. Somit führt Frankreich teuer ein und billig aus, d. h. es wird ausgepowert und seine Arbeitskraft ausgebeutet. „Der Umstand, daß diese Verschlechterung der französischen Handelsbilanz ungeachtet der Steigerung der Ausfuhr und Einschränkung der französischen Käufe am Auslande eingetreten ist, zeugt davon, daß Inflation und Währungsverfall nunmehr begonnen haben, auf die Gestaltung des französischen Außenhandels auch ihre ungünstige Rückwirkung auszuüben und daß die französische Wirtschaft im vergangenen Jahre nicht unbeträchtliche Substanzverluste erlitten hat." (FZ 92.) Nach Vollendung der Wiederaufbauarbeiten im Inlande ist der Konsum stark zurückgegangen, und die Kaufkraft des Inlands ist gesunken. Die Steigerung der Ausfuhr und deren Preise standen nicht im Verhältnis zur Frankenbaisse. Die französische Industrie ruht auf zu breiter Basis, es droht eine Überproduktion, die vorläufig nur durch billigste Kalkulation auf Kosten der Arbeitskraft zurückgehalten ist. Dies wird nicht lange möglich sein; denn die Steuerlast, die erhöhten Frachten, die Steigerung der Kohlenpreise, die Forderungen der Arbeiterschaft müssen die Produktionskosten erhöhen und eine Absatzkrise dürfte unvermeidbar sein.

In einem Einzelfalle prägt sich diese Lage im Kohlenpreis aus. Die Bergarbeiter Frankreichs sind in eine Lohnbewegung getreten. Zum Teil sind die Forderungen (in den nördlichen Zechen) erfüllt worden, indem die im November 1923 gewährte Teuerungszulage von 3 Franks pro Schicht ab 16. Januar 1925 um weitere 3 Franks erhöht wurde. Eine allgemeine Bewilligung des Teuerungszuschlags würde den Kohlenpreis für die Tonne um 4 Franks erhöhen und damit stark an den Preis der deutschen Konkurrenz heranrücken. Er würde mehr als 90 Franks betragen, während das deutsche Kohlensyndikat die Tonne für 14 92 Mark = 94.50 Franks liefert. Es ist nur eine kleine Steigerung der französischen Preise durch Steuer oder durch Erhöhung der Währung erforderlich, dann liegt der deutsche Kohlenpreis unter dem französischen und bildet eine bedrohliche Konkurrenz.

*

Mit Schwierigkeiten hat in Frankreich auch die Textilindustrie zu kämpfen; sie bezieht ihre Rohstoffe (Baumwolle und Wolle) vom Ausland und leidet unter den ungünstigen Valutaverhältnissen. Von ihr hauptsächlich gehen die Tendenzen zur Stabilisierung des Franks durch den Rentenfrank aus. Dazu kommt, daß die Einfuhr nach Deutschland seit dem Wegfall der zollfreien Einfuhr über Elsaß-Lothringen Anfang 1925 erheblich zurückgegangen ist. Deutschland hat vor dem Kriege nur 1 ½ % der französischen Gesamtausfuhr an Baumwollwaren aufgenommen, nach dem Kriege bis zu 30 %, um im Jahre 1925 aber mit Käufen erheblich zurückzuhalten. Dennoch hat Frankreich seinen Produktionsapparat für Textilverarbeitung, besonders in den vom Kriege zerstörten Gebieten, sehr modernisiert und erweitert, namentlich auch durch den Zuwachs von Elsaß-Lothringen, das 23 % der Garn- und 26 % der Baumwollstoffproduktion leistet. Der Beschäftigungsgrad scheint glänzend zu sein; es fehlt an Arbeitskräften. Die Ausfuhr an Baumwollerzeugnissen stieg 1924 von 55 000 Tonnen 1913 auf 67 000 Tonnen, der Inlandbedarf ging stark dagegen zurück. — Eine sehr günstige Entwicklung hat die bedeutende Seidenindustrie Südfrankreichs hinter sich. Die bedeutendste Rohseidenfabrikation der Welt hat freilich Nordamerika, es deckt drei Viertel des Weltbedarfs. Frankreich und Italien stehen nach weitem Abstand an zweiter Stelle; beide ungefähr gleich beschäftigt mit etwa 80 bis 85 000 Arbeitern, und etwa 6 Millionen Kilogramm Rohseidenverbrauch, aber Frankreich hat 1924 mit 8600 Tonnen das Vierfache der italienischen Seidenfertigwarenausfuhr exportiert. In starkem Aufblühen ist auch die Fabrikation von Kunstseide.

Ein blühendes Geschäft betreibt auch die italienische Baumwollfabrikation; auch hier starke Modernisierung und Steigerung der Ausfuhr von 60 000 Tonnen 1913 auf 68 000 Tonnen 1924 bei Rückgang des Inlandbedarfs. Italien konkurriert namentlich durch unerhört billige Löhne und Herstellung billiger Massenware. Die Produktionsmenge ist dieselbe wie vor dem Kriege (auch in Belgien); die Steigerung der Ausfuhr wird durch Unterkonsumption im Inland ausgeglichen. Italiens Kunstseide wird sogar in Indien verkauft, und zwar mehr als englische. Die englischen Unternehmer, die etwa die Hälfte der Kunstseidenfabrikation der Welt kontrollieren auch einen großen Teil der amerikanischen, beklagen sich schwer über die italienische Schundkonkurrenz.

In der englischen Textilindustrie dagegen herrscht Krise. Sie hat zwar ihren Produktionsapparat um 2 Millionen Spindeln erweitert (Asien um 9 Millionen, Amerika um 7 Millionen), aber ihre höher zivilisierte Arbeiterschaft fordert nahezu das Dreifache der italienischen Löhne. Der Inlandbedarf ist gleich geblieben, die Ausfuhr aber beträgt nur 60 % der Vorkriegsausfuhr. Besonders nach dem Fernen Osten ist sie zurückgegangen; er nimmt nur die Hälfte der englischen Vorkriegseinfuhr auf, weil er selbst sehr billig produziert.

*

Die Schwierigkeiten der europäischen Industrien in der Baumwollbranche im besonderen, aber auch sonst, soweit sie nicht durch eigene Inflation geschützt sind, müssen, wie schon einige Male be-

merkt, auf die Industrialisierung der Übersee zurückgeführt werden, hauptsächlich auf die enorme Produktion der Vereinigten Staaten. Aber auch die industrielle Entwicklung Asiens ist eine rapide. Sein steigender Anteil am Welthandel wurde schon bemerkt (Sp. 138). Er hat sich von 10,1 % 1913 auf 13,7 % 1924 verstärkt. (Die Zahlen werden in den Zehnteln nicht übereinstimmend angegeben.) Das Tempo der asiatischen Entwicklung ist ein gewaltiges. Am stärksten ist es in Japan trotz seiner furchtbaren Erdbebenkatastrophen, etwas langsamer in China, das durch politische Wirren und die Zwangsjacke seiner von fremden Mächten kontrollierten und nach deren Interesse gehandhabten Seezölle gehindert ist, am langsamsten in Britisch-Indien. Japans Anteil am Gesamtwelthandel stieg von 1,7 % 1913 auf 3,4 % 1923; Chinas Anteil von 1,8 % 1913 auf 2,7 % 1923; Indiens Anteil von 3,5 % 1913 auf 3,6 % 1923.

Der industrielle Aufschwung dieser Länder vollzieht sich zum größten Teil durch eine schamlose Ausnützung der Arbeitskraft der politisch und gewerkschaftlich nur schwach organisierten und hilflosen Arbeitermasse. Arbeiterschutzgesetze existieren kaum. In Japan gibt es wohl Gewerkschaften, die aber nur geringen Einfluß besitzen. 1914 wurden dort 50 Streiks durchgeführt, davon galten 25 einer Lohnerhöhung, 11 waren Abwehr gegen Lohnkürzungen, zwei hatten Arbeitsverbesserungen zum Ziel, drei richteten sich gegen mißliebige Vorgesetzte, neun hatten andere Ziele. 1924 fanden 333 Streiks statt: 134 wegen Lohnerhöhung, 30 gegen Lohnabbau, 15 gegen mißliebige Vorgesetzte, 100 für Verbesserung der Arbeitszeit. Diese beträgt in den japanischen Industrien zur Zeit 10—14 Tagesstunden, gewerkschaftliches Ziel ist der Neunstundentag. Zwischen Gewerkschaften und Unternehmern tobt ein heißer Kampf um die Institution der Gewerkschaft überhaupt. — Interessant sind die Versuche um Gründung einer politischen proletarischen Arbeiterpartei. Ein erster Versuch im Jahre 1920 wurde von der Polizei verhindert; dann entstanden „Vereine zum Studium des Sozialismus", nach außen mit rein wissenschaftlichem Charakter, verschiedene Professoren gehörten ihnen an; die Polizei konnte nicht gegen sie einschreiten. Von 1919 bis 1923 war eine Blütezeit des theoretischen Studiums des Marxismus. 1925 wurde im Parlament das allgemeine Männerwahlrecht beschlossen, das im Frühjahr 1926 zum ersten Male zur Anwendung kommen soll. Es schien Zeit zur Gründung einer proletarischen Partei. August 1925 erließ der „Bauernbund" den Aufruf zu ihrer Gründung, fast alle Arbeiterorganisationen Japans sagten zu. Die Arbeitermassen waren begeistert. Der Programmentwurf wurde veröffentlicht, der sehr milde Töne, des Gesetzes wegen, anschlug. Da erklärte am Vorabend der Gründungsversammlung (30. November) der Allgemeine Gewerkschaftsbund, die stärkste Arbeitervertretung, mit befreundeten Organisationen den Austritt. Der Grund war, daß sich die Kommunisten in der Leitung der künftigen Partei vordrängten, also die Spaltung zwischen Sozialisten und Kommunisten nach europäischem Vorbild. Trotzdem sollte am 1. Dezember unter großer Feierlichkeit der Gründungsakt erfolgen. Aber die neue „Bauern- und Arbeiterpartei" wurde nach dreistündigem Bestehen durch Erlaß des Innenministers aufgelöst mit der Begründung, daß sie nach außen gemäßigt, aber nach innen bolschewistisch sei, außerdem minderjährige Mitglieder habe, denen jede politische Betätigung gesetzlich verboten sei. Es gibt in Japan eine Art „Sozialistengesetz" mit vieldeutigem Wortlaut, das eine solche Gründung erschwert. Der Allgemeine Gewerkschaftsbund soll soeben versuchen, mit befreundeten Arbeiterorganisationen eine gemäßigte Partei zustande zu bringen. Die liberale Presse tadelte das drakonische Vorgehen des Innenministers.

Die Arbeiterbewegung Chinas ist noch lange nicht so weit; Gewerkschaften sind erst im Ansatz vorhanden, wenn auch unter den Gebildeten, namentlich Universitätsprofessoren, eine nahezu durchgängige Sympathie für den Sozialismus besteht. Wie erstaunlich die Hinneigung zum Sozialismus ist, bezeugt auch Richard Wilhelm in seinem neuen, auf 25jähriger Erfahrung beruhenden Buche: Die Seele Chinas S. 72 ff. Es ist das ein Sozialismus, der die Forderung der nationalen Autonomie Chinas mit einschließt. So ist, datiert vom 16. November 1925, ein ergreifender Aufruf sämtlicher Professoren und Studenten der Universität Peking der deutschen Arbeiterpresse zugegangen mit der Bitte, sich einzusetzen für die Freiheit Chinas und seiner barbarisch unterdrückten Arbeiterschaft; besonders beklagt er sich über die von fremden Vertragssystemen auferlegten Zollfesseln und die Exteriorialität der fremden Unternehmer, für die auch die minimalsten Arbeiterschutzgesetze nicht gelten. Es gibt in China ein solches vom Jahre 1923, das aber nur auf dem Papier steht. Der Aufruf schließt: „Nieder die ungleichen Verträge! Nieder Zollraub und Zollsklaverei! Volle Zollautonomie für China! Nieder der Imperialismus! — Es lebe das Bündnis der ausgebeuteten Klassen des Westens mit den unterdrückten Völkern des Ostens!"

Die Arbeits- und Lohnverhältnisse in der chinesischen Industrie sind allerdings schauderhaft. Das englische Auswärtige Amt hat kürzlich eine Reihe von Berichten seiner Konsuln in China veröffentlicht, die noch vom damaligen Ministerpräsidenten Macdonald befohlen waren. Die Webereien Schanghais arbeiten täglich 23½ Stunden zu zwei Schichten von je 12 Stunden mit 15 Minuten (!) Pause. Normalarbeitstag von 12—15 Stunden. In den Streichholzfabriken Tientsin Arbeitszeit von 4 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, auch für Frauen und Kinder. Die Arbeitswoche hat 7 Tage, das ist Regel: also kein Sonntag! In den Staniolfabriken von Amoy Arbeitszeit von 6 Uhr morgens bis Mitternacht, überall zahlreiche Verwendung von Kindern beiderlei Geschlechts im zartesten Alter, für die die volle Arbeitszeit gilt und die auch zum Transport von Erde, Steinen und Holz verwendet werden. Vielfach essen und schlafen die Arbeiter im selben Raum neben der Maschine, an der sie arbeiten; sie breiten eine Matte aus, auf der sie ruhen und die sie am Morgen in eine Ecke zusammenwerfen. Tuberkulose und Hautkrankheiten wüten furchtbar. Der Lohn ist sehr gering. Kinder erhalten für Kleben und Packen von 120 Streichholzschachteln 2 Coppen = 1 Pfennig; bei größtem Fleiß können sie 15 Pfennige im Tag verdienen. Ein Arbeiter erhält im Monat, den er ohne einen einzigen Feiertag gearbeitet hat, 1200 Coppen = 3.40 Dollar; ein anderer bei täglicher Arbeitszeit von 15 Stunden 6.5 Dollar. Gelernte Arbeiter etwa 12 bis 30 Dollar im Monat. Das erinnert an die ersten Zeiten der europäischen Industrialisierung, wo es noch keine Gewerkschaften und keine soziale Gesetzgebung gab. Das zeigt, zu was der kapitalistische Unternehmer — in China sind es meist Europäer — fähig ist, wenn er durch solche Einrichtungen nicht gehemmt wird. Welche sittlichen und religiösen Folgen solche Arbeitsbedingungen haben, müßte auch der Blinde sehen, sollte man meinen. Und da gibt es Leute, die mir, wenn ich in meinem Buche „Religion und Wirtschaft" aus christlichen Gründen dagegen ankämpfe, vorhalten, das habe mit dem lieben Gott nichts zu tun — er könne auch Menschen in solchen Arbeitsbedingungen seinen Geist verleihen; und wenn sie viel freie Zeit haben, so sei nicht ganz sicher, was sie damit anfangen. So drückt man sich um die soziale Verantwortung, wie sich „fromme" Leute schon oft mit ähnlichen Argumenten davon gedrückt haben. Das ist mit Problematik entschuldigte „christliche" Fahnenflucht.

Heute sollte man das nicht mehr tun. Da einzuschreiten wäre eine dringliche und mögliche Aufgabe der protestantischen Weltkirchenkonferenz, deren Arbeitsmöglichkeit ich in Sp. 197 skizziert habe. Heute wendet sich die chinesische Bildung voll Verzweiflung an die sozialistischen Arbeitermassen Europas. Warum nicht an Europas Kirchen? Warum wohl? —

Marburg Georg Wünsch

Vom Katholizismus der Gegenwart

Das Verhältnis des Papstes zur italienischen Regierung hat eine neue Zuspitzung erfahren durch einen Brief des Papstes an seinen Kardinalstaatssekretär vom 18. 2. (veröffentlicht im Oss. Rom. 44 v. 22./23. 2.). In letzter Stunde, ehe die von der Ministerialkommission gefaßten Vorschläge über die kirchliche Gesetzgebung in Italien in Gesetze umgewandelt würden, will der Papst noch einmal deutlich erklären, daß die Geistlichen, welche an den vorbereitenden Arbeiten jener Kommission teilgenommen haben, wohl im Einvernehmen mit ihren Oberen gehandelt hätten, daß jedoch daraus nicht geschlossen werden dürfte, daß die jetzt entstehenden Gesetze „im Einvernehmen und unter Mitwirkung der höchsten kirchlichen Autorität" ausgegeben werden könnten. „Wenn man Materien und Personen zum Gegenstand eines Gesetzes machen will, die wenigstens den Grundsätzen gemäß der Uns von Gott verliehenen heiligen Gewalt unterstehen, legt Uns die Pflicht des Apostolischen Amtes, dessen Wir Gott und Gott allein verantwortlich sind, auf, zu sagen und zu erklären, daß Wir Anderen über diese Materien und Personen kein Recht und keine Macht zuerkennen können gesetzlich zu verfügen, es sei denn nach geziemenden Verhandlungen und den legitimen Abmachungen mit diesem Heiligen Stuhle und mit Uns. Und es wird gewiß Niemand auf der ganzen Welt leicht dazu gebracht werden können, zu denken und zu glauben, daß ohne solche Verhandlungen und ohne solche Abmachungen mit dem römischen Papste Katholiken in diesem Rom selbst den Anspruch erheben könnten, der katholischen Kirche in Italien eine neue gesetzliche Ordnung zu geben. Denn eben darum handelt es sich jetzt und nicht mehr nur um die eine oder andere Verordnung, wie jene, die der Schule eines katholischen Volkes den Religionsunterricht und dem Klerus und der Kirche einen Teil des ihnen zu Unrecht Weggenommenen zurückgaben."

Also eine Kirchengesetzgebung, die der Kirche gibt, wessen sie sachlich bedarf, die aber, weil die „römische Frage" nicht gelöst ist, der formellen Zustimmung des Papstes entbehren muß, ist nichts wert. Jetzt muß es sich entscheiden: „ob Italiens Gegensatz zum Statthalter Christi sein Ende oder seine Verewigung finden wird", schreibt dazu Ritter von Lama (AugsbPz 48).

Der Papst hat zu Beginn der Fastenzeit sämtliche Fastenprediger von Rom in üblicher Weise empfangen, um sie auf einzelne Hauptthemen der diesjährigen Fastenpredigten hinzulenken: Das Jahr des Zentenars des Heiligen Franziskus von Assisi und Aloisius von Gonzaga (Jesuit, † 1591; 1726 heilig gesprochen) lenke hin auf den wahren und großen Gehalt der Heiligkeit, welches katholische Wesenheit sei. Das Missionswerk und insbesondere das Missionsapostolat soll neu empfohlen werden. Dabei wird die Tatsache protestantischer Missionserfolge in folgender Weise anerkannt:

„Es gibt eine protestantische Propaganda, die sich in einer wirklich beunruhigenden und schmerzlichen Weise darbietet. Es ist wahr, daß sie keine überzeugten Protestanten schafft, sondern eher Indifferente und Desorientierte, die nicht wissen, wem sie glauben sollen; aber schon das ist ein ungeheurer Schaden. Man braucht wirklich wenig genug dazu, um religiös gleichgültige Menschen zu schaffen, welche glauben und tun, was sie wollen, während es bei weitem schwieriger ist, gute Katholiken hervorzubringen. Diese Schwierigkeit unseres Apostolates muß mit in Rechnung gesetzt werden, um ein ruhigeres und gerechteres Urteil zu fällen und sich nicht einer unmäßigen Traurigkeit hinzugeben. Aber so ist es, daß gerade in den Gegenden, wo das Feld weiter und der Gewinn an Menschen gedrängter ist, die Zahlen besorgniserregender sind. Bei den unermeßlichen Bevölkerungsmengen Indiens und Chinas richtet gerade die protestantische Propaganda jene Schäden an, die eben berührt worden sind. Das ist ein Stand der Dinge, welcher immer mehr den Eifer Aller, den Eifer der Prediger, der Apostel, der Missionare zum Vorteil der Missionen, sowie zur größeren Ehre Gottes und der katholischen Kirche anfeuern muß."

Sodann wird der Kampf gegen die „doppelte Schmach der christlichen Völker" empfohlen. Die eine Schmach ist das „übernatürliche Analphabetentum": die Unwissenheit in Sachen der Religion ist unheimlich weit verbreitet. Die zweite Schmach ist die unschickliche Mode, an der auch die Männer, nicht nur die Frauen mitschuldig seien.

*

Die deutschen Hirtenbriefe, die, wie üblich zu Beginn der Fastenzeit erlassen, die bischöflichen Sorgen und Leitgedanken für die einzelnen Diözesen zum Ausdruck bringen, sind von der Krise des deutschen Katholizismus durchzittert, die, zur Zeit noch verborgen, in solchen Kundgebungen und einzelnen journalistischen Warnrufen („Werden wir in Deutschland auch einen Fall Buonaiuti erleben?") emporbrodelt. Wenn gleichzeitig die drei deutschen Bischöfe, die zugleich Kardinäle sind, in den allerernstesten Worten zur Unterwürfigkeit unter die Kirche mahnen, so ist das Symptom. Der Hirtenbrief des Breslauer Fürstbischofs Kardinal Dr. Bertram hat zum Thema: „Mehr Pietät: 1. Mehr Gottinnigkeit. 2. Mehr Kindesliebe. 3. Mehr Kindesliebe zur Kirche und ihrem Oberhaupt." Er geht aus vom Gebetsgeist Jesu und endigt mit dem Nachweis, daß der Kirchenbau der Kirche, die ganze Welt umfassend, einer einheitlichen Leitung bedarf (Germ. 75). Der wesentlich kürzere Fastenhirtenbrief des Erzbischofs von Köln, Kardinal Dr. Schulte, beweist ebenfalls in drei Stufen, daß „katholisch sein nicht möglich ist, ohne der Kirche gehorsam zu sein". „Der Geist der Ungebundenheit auf religiösem Gebiete herrscht heute auch bei zahllos Vielen, die sich nicht nur noch Christen nennen, sondern sogar das wahre christliche Leben schätzen und fördern zu wollen vorgeben, die aber die Betonung feststehender religiöser Pflichten, also christlicher Gesetze und kirchlicher Gebote, wie eine Verletzung der echten christlichen Freiheit betrachten und wie einen Rückfall in die jüdische Gesetzesreligion des Alten Bundes" (KölnVz 120). Der Fastenhirtenbrief des Erzbischofs von München, des Kardinals Dr. Faulhaber, handelt von „Gewissen und Gewissenspflicht". Gewiß soll und darf man nicht gegen das Gewissen handeln; aber es gibt ein „Saulusgewissen" und ein „Paulusgewissen", ein „Pharisäergewissen" und gar ein „Pharaogewissen". „Die Gewissen der Menschen sind so verschieden wie ihre Gesichter." „Gewissen und Kirche sind keine Gegensätze." Vielmehr muß man das Gewissen schulen (das gilt der Jugend) und pflegen, d. h. reinigen. Das kann nur die Kirche und tut es in der österlichen Beichte (AugsbPz 38).

*

Das katholische von Jesuiten geleitete Gymnasium „am Lietzensee" in Berlin, das am 1. April 1925 mit 71 Schülern (in zwei Sexten) eröffnet wurde, ist (laut Germ. vom 25. 2. 26) bis jetzt noch ausschließlich von katholischen Schülern besucht. Die Aufnahmeprüfung für die neue Sexta wird am 8. 3. stattfinden. Gerühmt wird die vorzügliche Ausstattung mit aller Art moderner Lehrmittel.

*

Katholische Seelsorgehelferinnen werden neuerdings in besonderen Lehrgängen ausgebildet. Der erste solche Lehrgang für die Diözese Breslau, eingerichtet vom Diözesan-Karitassekretariat, wird unter Leitung eines Frl. Dr. Sender und eines Kanonikus Michael Ende März d. J. abgeschlossen werden. Er hat 35 Helferinnen ausgebildet, von denen allerdings „nicht alle Teilnehmerinnen für die hauptamtliche Arbeit in großen Gemeinden geeignet erscheinen". Der angeforderte Bedarf kann bei Weitem nicht gedeckt werden. Zu Ostern wird ein neuer Lehrgang beginnen. Die Pfarrer werden gebeten, nur solche Anmeldung zu veranlassen, deren religiöse Innerlichkeit die sichere Gewähr bietet, daß sie fruchtbringend an den Seelen arbeiten werden. „Es wird der Sache der größte Dienst erwiesen, wenn Ungeeignete ferngehalten werden." Bedingungen: 1. mindestens 25. Lebensjahr; 2. wenigstens Lyzealreife; 3. Nachweis, daß man bereits in der Pfarrei, im Karitassekretariat oder in der Vereinshilfe praktisch mit Erfolg gearbeitet hat (Germ 20. 2.).

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Das Reichsgericht hat auf Anrufen der sächsischen Regierung und des Landeskonsistoriums folgenden Schiedsspruch gefällt: „1. Der Freistaat Sachsen ist verpflichtet, der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Freistaates Sachsen Zuschüsse zur Besoldung der Geistlichkeit aushilfsweise insoweit zu gewähren, als eine den Zeitverhältnissen entsprechende Besoldung in der einzelnen Kirchgemeinde nicht aus der Pfründe oder sonstigen Stiftungsmitteln bestritten und von der einzelnen Gemeinde, insbesondere auch durch Kirchensteuern nicht aufgebracht werden kann. 2. Der Freistaat Sachsen ist verpflichtet, bei Auflösung der Kircheninspektionen die bisherigen Leistungen der Amtshauptleute als weltliche Koinspektoren abzulösen. Die Ablösung hat nach dem Umfang der von den Amtshauptleuten besorgten Inspektionsgeschäfte zu erfolgen. Der Freistaat Sachsen ist dagegen nicht verpflichtet, bei Auflösung der Kircheninspektionen die bisherigen Leistungen der Stadträte als weltliche Koinspektoren abzulösen."

D. Winckler, Vorsitzender der Deutschnationalen Partei und Präsident des Kirchensenats der altpreußischen Landeskirche, hat das erstere Amt niedergelegt als mit dem zweiten nicht vereinbar.

In Berlin gibt es eine Gemeinde mit Seelsorgebezirken von weit über 16 000, eine mit 14 000, 7 mit 10—12 000, 15 mit 10 000, nur 6 mit weniger als 4000 Seelen, darunter eine mit 700.

Die Ausstellung für Gesundheitspflege, Sozialfürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf hat ihr Ausstellungsgelände in einen alkoholfreien und einen Teil mit dem üblichen Gasthofbetrieb eingeteilt, eine Sittenpolizei in Gestalt von 2 Fürsorgerinnen angestellt und alles Animierwesen verboten.

Die Hannoversche Landeskirche hat in Pastor Lilje einen Studentenpfarrer für die technische Hochschule, den ersten dieser Art, angestellt.

RefKZ 8 fordert die Besetzung einer neu zu errichtenden theologischen Stelle beim Konsistorium in Münster mit einem bewußt reformierten Theologen, da ein solcher weder im Konsistorium noch im Provinzialkirchenrat vorhanden wäre.

Gegen die Berufung liberaler Theologen nach Leipzig und Dresden haben sich auf Anregung des „Bundes für eine lebendige Volkskirche" bibel- und bekenntnistreue Vereinigungen an das Konsistorium gewandt, und zwar außer den Vertretungen des konfessionellen Luthertums auch die Jünglings- und Jungfrauen-Vereine, die Arbeitervereine und der Evangelische Gemeindetag in Sachsen.

In Schlüchtern wird ein evangelisches Gymnasium errichtet aus Beiträgen der hessischen Landeskirche, mit dem ein Alumnat verbunden werden soll. Als Gebäude ist das bisherige evangelische Lehrerseminar in Aussicht genommen. Auf Beihilfe des Staats wird von vornherein verzichtet, um jeden Einfluß auf die innere Ausgestaltung der Schule auszuschalten.

Pfarrer Engelhardt hat das dem Grafen Kanitz gehörige, von Bruno Ebhardt erneuerte Schloß Langenau bei Obernhof an der Lahn gepachtet und wird dort am 1. Mai ein Erholungsheim eröffnen.

Der württembergische Landeskirchentag hat den Oberkirchenrat ersucht, eine Zentralgeldvermittlungsstelle zu schaffen, bei der die Kirchengemeinden ihr Vermögen verzinslich anlegen und andere Gemeinden Baudarlehen erhalten können. Der Zinsfuß soll dem der Sparkassen entsprechen.

Am 9. Februar wurde ein sozialistischer Kulturbund, Vorsitzender Staatssekretär Heinrich Schulz, unter Beteiligung des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit, des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands, des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt, der Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Lehrer und Lehrerinnen, der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde und einiger anderer verwandter Organisationen begründet.

Die Heilsarmee arbeitet in 81 Ländern und Kolonien; sie hat 22 362 Offiziere und Kadetten und 7841 Festangestellte, die nicht Offiziere sind.

Nachdem die katholische Kirche in Frankreich infolge der Trennungsgesetze gänzlich des staatlichen Schutzes entkleidet ist, macht sich eine immer größere Abhängigkeit von Rom geltend. Die letzten Reste, der gallikanischen Freiheiten sind völlig verschwunden. Die Priester, selbst Bischöfe klagen: „Wir werden völlig italienisiert." Evangile et liberté vom 6. 1.

Generalsuperintendent Burschе in Warschau hat den Erzbischof Soederblom gebeten, seinen Einfluß dahin aufzubieten, daß der schwedische Widerspruch gegen einen polnischen Sitz im Völkerbundsrat aufgegeben werde. Soederblom hat es abgelehnt, sich als Kirchenmann mit politischen Fragen zu befassen.

Vom Kirchenkollegium der polnischen reformierten Kirche wird unter der Redaktion von Pfarrer Skierski eine Monatsschrift „Jednota" herausgeben, die dritte evangelische Zeitschrift in Warschau.

Im Gouvernement Odessa sind eine Reihe von Dörfern mit Einwohnern von 2—4000 Seelen geschlossen zum Stundismus übergetreten. Nach dem offiziellen Bericht von Professor Belolikow auf der Sitzung der Kommission zur Vorbereitung des allruſſi-

schen Konzils gibt es 7—8 Millionen eingeschriebene Mitglieder in den verschiedenen Sekten. Evangelist 9

Die russische Kirche in Kopenhagen, die in erster Instanz der Sowjetregierung zugesprochen war, ist durch Urteil einer höheren Instanz der dortigen griechisch-katholischen Gemeinde, die seit zwei Menschenaltern dort ihre Gottesdienste hält, wieder übergeben worden.

Die türkische Kammer beschloß einstimmig die Einführung des Schweizer Bürgerlichen Gesetzbuchs in der Türkei, wodurch Staat und Religion im öffentlichen und sozialen Leben des türkischen Volkes getrennt werden. Jeder volljährigen Person steht es frei, sich zu der Religion zu bekennen, der sie anzugehören wünscht; die Polygamie wird verboten.

Die syrischen und chaldäischen Christen im Irak werden von den Türken verfolgt. 5000 sind ausgewiesen, 2000 über die Grenze entflohen, 3000 noch in der Gefangenschaft der Türken, wo sie bitterste Not leiden.

General Feng in Nordchina hat einen früheren Presbyterianermissionar aus Korea als „Feldpropst" seiner Armee angenommen.

Fast alle deutschen südafrikanischen Gemeinden haben sich einem Deutschen Kirchenbund für Süd- und Südwestafrika angeschlossen, Vorsitzender: Pastor Lührs in Paarl bei Kapstadt.

Die südliche Methodistenkirche in den Vereinigten Staaten Amerikas hat 4525 Stimmen für, 4108 gegen den Plan einer Vereinigung mit der nördlichen Kirche abgegeben, so daß die notwendige Zweidrittelmehrheit nicht erreicht und der Plan gescheitert ist.

Mehr als 27 Millionen amerikanischer Kinder, 7 von 10, gehören weder einer Kirche noch einer Sonntagsschule an und erhalten keinen Religionsunterricht, und zwar 10 von 20 jüdischen, 3 von 4 katholischen, 2 von 3 protestantischen Jugendlichen unter 25 Jahren.

In Tokio hat ein buddhistischer Kongreß stattgefunden, der einen engeren Zusammenschluß des Buddhismus in Japan, Korea und China und die Ausbreitung des Buddhismus beschlossen hat. Es sollen buddhistische Bücher und Zeitschriften in Sprachen des Westens veröffentlicht und in Tokio und Peking buddhistische Missionsschulen zur Aussendung von buddhistischen Missionaren in das Ausland begründet werden.

Der internationale eucharistische Weltkongreß der römischen Katholiken soll im Juni in Amerika stattfinden.

Der Gustav Adolf-Verein hält seine große Jahresversammlung diesmal 4.—6. Oktober in Düsseldorf, der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein 26.—29. September in Neustadt an der Haardt.

In Greifswald wurde ein Gustaf-Dalman-Institut für Palästinawissenschaft eingeweiht, die Frucht einer Sammlung zu Ehren des 70. Geburtstags von Professor D. Dalman. Greifswalder Zeitg 48

Die Teylersche Theologische Gesellschaft in Haarlem lädt zu Preisarbeiten ein: „eine kritische Abhandlung über Professor Ottos Buch Das Heilige" ist einzureichen bis 1. 1. 28. Ausgeschrieben bleibt bis 1. 1. 27: „Ursprung, Wert und Zukunft von außerkirchlicher Religiosität."

Eine Baumgarten-Nummer ist erschienen zu Ehren des aus seiner amtlichen Arbeit scheidenden D. Otto Baumgarten von den „Deutschen Blättern für Einigkeit und Recht und Freiheit" Kiel 27. 2. (Sophienblatt 28 a.)

Von Personen. Habilitiert: Lic. Erich Fascher in Göttingen für NT und hellenistische Religionsgeschichte. Promoviert: die Oberkonsistorialräte Ernst Hundt, Bernhard Karnatz und Emil Karow beim Evangelischen Oberkirchenrat zu DD., Hundt und Karnatz von Berlin, Karow von Halle; Professor Lic. Heinrich Rendtorff in Preetz-Kiel zum D. von Rostock. Gestorben: Professor Lic. August Pott in Königsberg; Pastor Otto Hardeland, Direktor der Lutherischen Auswanderermission in Hamburg (sein Nachfolger ist Pastor Wagner: Geschäftsstelle Hamburg, Berliner Tor 5 Hs 2 II).

Verschiedenes

Über das „Theozentrische", das „Numinose" und das „Akosmistische", über „Hohlräume" und „absolute Kulturkritik" ein kurzer Aufsatz unter „ganz anderem" Gesichtspunkt

Ich fange ohne jede Einleitung mit dem Theozentrischen an. Als Professor Schäder von Kiel nach Breslau berufen wurde, war seine theozentrische Theologie natürlich jedem in der Systematik einigermaßen Bewanderten bekannt. Aber das sind ja, wenn man es etwas genau nimmt, gar nicht so sehr viele. Kaum aber war er einige Zeit in Breslau gewesen, als sich auch schon in Schlesien die ersten theozentrischen Kreise bildeten. Es wurde zur Ehrensache, in jedem Vortrag mindestens einmal das Schädersche Kennwort zu gebrauchen. In welchem Umfang es auch in den Predigten vorkam, läßt sich ja nicht nachprüfen. Professor Schäder sah die Gefahr zuerst. Er begann das Wort „theozentrisch" mit einer gewissen Klausel anzuwenden: „wenn man so sagen will" oder „um es noch einmal so zu nennen". Oft sprach er von der Sache, ohne das Kennwort hinzuzufügen.

Mit dem Numinosen steht die Sache noch schlimmer. Wer könnte denn heute über religiöse Dinge einen Vortrag halten oder etwas schreiben, ohne daß dabei weder das „Numinose" noch das „Tremendum", noch das „Fascinosum", noch das „ganz Andere" vorkäme? Besonders Letzteres. Denn wer von denen, die da Vorträge halten oder Bücher schreiben, möchte nicht „ganz anders" sein? Ich glaube auch hier hinzufügen zu dürfen, daß Professor Otto sich darin nur mit Resignation wie in etwas Unvermeidliches gefügt hat.

Und nun sind außerdem noch die Barthschen „Hohlräume", die Gogartensche „absolute Kulturkritik" und das „Akosmistische" hinzugekommen. Muß wirklich jeder das Erdreich seines Geistes mit dem „Akosmistischen" befruchten und Hohlräume, die Barth gar nicht gemeint haben kann, mit absoluter Kulturkritik auffüllen?

Es handelt sich hierbei nicht bloß um das Problem der Fremdworte in der deutschen wissenschaftlichen Sprache, auch nicht bloß um das Recht bez. die Unumgänglichkeit von Schlagworten im wissenschaftlichen Denken, sondern um ein Problem des Verstehens und schließlich auch um eine Frage der Verantwortlichkeit, sofern für allen Unsinn, der mit dem Theozentrischen, dem Numinosen, dem Akosmistischen, den Hohlräumen, der absoluten Kulturkritik getrieben wird, letzten Endes die Urheber dieser Begriffe belastet werden.

Über die Fremdworte sage ich nichts.

Was die „Schlag"worte betrifft, so ist es gewiß für Jemand, der den abgetriebenen Gaul der abendländischen Bildung in eine ihm noch nicht gewohnte Richtung zu bewegen berufen ist, nötig, daß er eine ordentliche Peitsche hat. Das Problem liegt nicht bei dem, der das Schlagwort erfindet, sondern bei denen, die damit „geschlagen" werden.

Diese aber sollte man billig fragen dürfen, ob es nicht möglich sei, das Theozentrische, das Numinose, das Akosmistische, die Hohlräume, die absolute Kulturkritik so zu verstehen, daß die Namen verschwinden und nur das übrig bleibt, wozu sie gedient haben und weiter dienen wollen, nämlich die Einsicht in das Wesen der Religion.

Die Frage der Verantwortlichkeit würde sich so in der erfreulichsten Weise lösen.

Priebus Friedrich Delekat

Randbemerkungen zu zwei kirchlichen Tagesfragen.

Zu den Erörterungen über den Bischofstitel und über Konkordate möchte ich die Warnung aussprechen, daß man nicht den richtigen Widerspruch mit unrichtigen Gründen stütze und — ich möchte sagen —, um der Scylla zu entgehen, der Charybdis in den Rachen laufe.

Keine bischöfliche Würde — gewiß nicht; keine Hierarchie, kein Pontifikalamt, keine Kathedrale! Aber auch keine Souveränität des Kirchenvolkes und seines Parlamentes! Es muß auch in der Verfassung zum Ausdruck kommen, daß in der Kirche noch ängstlicher wie irgendwo anders die Selbständigkeit des Charismas zu wahren ist; daß aller Mehrheitswille und alle gesetzgebende Gewalt hier ihre unübersteigliche Schranke haben. Wir billigen die Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden; aber der Pfarrer wird dadurch nicht deren Angestellter, der im Sinne ihrer Generalversammlung die Geschäfte zu führen hätte, sondern die Wahl bedeutet gerade die Verzichterklärung der Gemeinde, ihm in den Inhalt seiner Predigt und seiner christlichen Erziehungsarbeit hineinzureden, oder schöner: die Anvertrauung der Freiheit, nach seinem eignen besten Wissen und Gewissen zu predigen und zu raten. Diese Freiheit — nicht des einzelnen Pfarrers, aber des Charismas, ist bedroht, wo die Kirchengewalt in eine einzige Amtsstelle zusammenfließt, gleichviel ob diese Stelle mehrköpfig oder unpersönlich ist. Gesichert wird sie relativ am besten durch eine Zweiteilung der Kirchengewalt, dadurch, daß der in den Synoden und ihren Organen wirkenden Gewalt eine andre zur Seite tritt, die ihr Grenzen zieht. Das war in der alten Verfassung das Landesherrliche Kirchenregiment, oder das hätte es wenigstens sein können und sollen. Nun, diese Schranke gegen eine mögliche Tyrannei der Synodalmehrheiten ist niedergebrochen; ein Staat, der sich für die Gewissensfreiheit in der Kirche verantwortlich wüßte, ist nicht mehr da. Soll jetzt überhaupt noch ein verfassungsmäßiger Schutz gegen Übergriffe der Synodalmehrheiten auf das Gebiet der Überzeugung und des Zeugnisses gefunden werden, so bleibt in der Tat nichts Andres als die Übertragung eines Teiles des Kirchengewalt auf eine selbständige geistliche Spitze, wieder gleichviel ob mehrköpfig oder einpersönlich, — die zwar auch von der Landeskirchenversammlung gewählt, aber nach der Wahl von ihren Aufträgen und ihrer Kritik unabhängig die ihr übergebene Aufsicht über die Lehre zu führen hat (denn es gibt natürlich auch eine Aufsicht über die Lehre, die mit der Freiheit des Charismas sehr wohl verträglich ist). Ein solches Gegengewicht gegen die Alleingewalt der Synodalmehrheiten ist nötig um der Freiheit willen — und man sollte sich hüten, mit dem Bischofstitel auch eine solche selbständige Spitze des geistlichen Amtes zu verwerfen.

Und kein Konkordat! Nein, ganz gewiß nicht ein Konkordat nach dem Muster des Bayrischen von 1817 oder von 1925, kein Vertrag zwischen zwei Souveränitäten, und erst recht nicht

über Angelegenheiten, für die nur die staatliche Souveränität zuständig ist, wie über die Schule. Aber auch kein Versuch, über kirchliche Fragen, die ganz zweifellos zwei Seiten haben, zu Verständigung und Vereinbarung zu gelangen? Das kann ich nicht einsehen! Das Preußische Staatsgesetz betreffend die Kirchenverfassungen der evangelischen Landeskirchen vom 8. April 1924 beruht ja auch, wie die Motive und die Verhandlungen zeigen, auf vorhergehende Verständigung mit den Organen der Landeskirchen, und für seine Annahme ist entscheidend gewesen, daß diese mit dem Staatsgesetze einverstanden waren. Die noch ausstehende Regelung der gleichen Materie gegenüber der katholischen Kirche kann schon deshalb nur auf demselben Wege erfolgen. Macht es dann aber wirklich einen sachlichen Unterschied, ob die Verhandlungen zwischen Staatsregierung und preußischen Bischöfen oder zwischen jener und der Kurie geführt werden? Seit dem Vatikanum macht das sachlich keinen Unterschied, sondern bedeutet nur einen Umweg.

Aber es kommt noch ein Punkt hinzu, der diesen Weg auch der Staatsregierung gebietet: weil sie nur so zur Erfüllung eines dringenden Anliegens des Preußischen Landes kommen kann, nämlich zu einer neuen Zirkumskription der östlichen Diözesen, wo teils infolge der unzulänglichen Abmachungen der Zirkumskriptionsbulle De Salute animarum teils infolge der Grenzverschiebungen nach dem Weltkriege an mehreren Stellen die Diözesangrenzen mit den Landesgrenzen nicht zusammenfallen. Das bietet aber nicht nur eine erhebliche Schwierigkeit für die Verwaltung, sondern ist auch politisch gefährlich. Denn es bedeutet, daß ein politisch so einflußreicher Posten wie der des Fürstbischofs von Breslau mit von Domherren aus der Tschechoslowakei besetzt wird, und daß Teile der Schlesischen Diözese von Suffraganbischöfen regiert werden, die nicht Preußen sind. Will Jemand behaupten, daß das für das preußische Staatsinteresse gleichgültig sei? Eine neue Zirkumskription der Diözesen, die die Grenzen bereinigt, ist aber nur durch die Kurie zu erreichen; einseitige Regelung durch die Preußischen Gesetzgebungsfaktoren ist ausgeschlossen. Deshalb muß die Preußische Regierung hierüber mit der Kurie verhandeln, und es darf ihr hieraus kein Vorwurf gemacht werden. Die Aufmerksamkeit ist vielmehr darauf zu richten, daß eine solche notwendige Vereinbarung, wenn das irgend erreichbar ist, nicht auf dem Wege des Konkordates, sondern auf dem einer neuen Zirkumskriptionsbulle geschehe, d. h. eines Statutes für die katholische Kirche, das unzweideutig nur durch einen begleitenden Akt der Staatsgesetzgebung Gültigkeit gewinnt; und sodann, daß als Preis für die neue Zirkumskription nicht etwa Zugeständnisse des Staates auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung ausbedungen werden. Gegen eine Verständigung in diesen Grenzen kann weder aus Preußischem Staatsinteresse noch aus dem des Protestantismus Einwand erhoben werden. Erich Foerster

Jungpfarrerzeit in Schloß Elmau. Auf ausdrücklichen Wunsch der Teilnehmer vom vorigen Jahre lädt D. Johannes Müller noch einmal zu einer Jungpfarrerzeit auf Schloß Elmau für den 1.—15. Juni ein. Es handelt sich dabei um keinen Kursus und tägliche Vorlesungen, sondern um Teilnahme an dem gemeinschaftlichen Leben auf Schloß Elmau, das als solches und durch die daraus hervorgehenden Reden und Fragebeantwortungen Johannes Müllers als besonders anregend und fördernd für junge Geistliche und ihre pfarramtliche Tätigkeit nach Seite der Predigt, Seelsorge und Gemeinschaftspflege erachtet wird. Als jung wird dabei jeder angesehen, der noch nicht fertig ist, sondern entwicklungsfähig geblieben, unbefangen und empfänglich auf neue Eindrücke eingehen kann. Der besondere Gegenstand der Ausführungen und Besprechungen mit den theologischen Teilnehmern wird diesmal die Frage sein: Wie soll in unserer Zeit das Evangelium verkündigt und der Weg in das Reich Gottes gezeigt werden?

Den theologischen Teilnehmern wird eine Ermäßigung von 25 % auf die Pensionspreise gewährt. Prospekte über Schloß Elmau versendet und Anmeldungen nimmt entgegen die Schloßverwaltung Elmau Post Klais (Oberbayern).

Freizeit für Pfarrer in Friedrichroda. Vom 12.—18. April soll im „Heim der Freunde" in Friedrichroda eine Freizeit für Pfarrer geboten werden. Die Leitung liegt in den Händen von Rade (Marburg), Jaeger (Freiburg) und Müller (Apollensdorf). Gegenstände des Austauschs: „Gott und der Nächste", „Gott der Nächste" und „Albert Schweitzer". Bedingungen usw. durch Rade.

Österreich. In Deutsch-Österreich und seinen Nachfolgestaaten sind immer Vikariate oder Pfarrämter erledigt. Junge, körperlich rüstige und arbeitsfrohe Theologen, die ein paar Jahre einer anregenden, lehrreichen, befriedigenden Arbeit widmen wollen, mögen sich an den Vorsitzenden des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Österreich (Pfarrer D. Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen, Nordend) wenden. Wir sollen solchen Auslandsdienst nicht verachten. Wir sind unsern deutschen Brüdern draußen persönliche Opfer schuldig. — Die Evangelisch-Theologische Fakultät Wien, nunmehr ja der Universität angeschlossen (I, Liebiggasse 5), kündigt für SS 1925 folgende Vorlesungen an: Wilke Genesis, Amos Hosea Jona, Hebräische Archäologie; Hoffmann Johannes-Evangelium, Thessalonicher und Galater; Völker Mittelalter, Protestantismus im alten und neuen Österreich, christliche Malerei; Beth Symbolik AB, Ethik; Bohacek Symbolik HB, Kants Religionsphilosophie, russische und englische Religionsphilosophen, moderne Pädagogik; Entz Seelsorge und Missionslehre; Seminare systematisches, religionsphilosophisches, kirchenhistorisches, praktisch-theologisches; Kemmler Einführung in Choralspiel, Kirchenlied, Bachs Kantaten.

Völkische Selbstbesinnung. Die unter diesem Titel in Nr. 37/39, 40/41 d. v. J. erschienene Abhandlung von Pfarrer Dr. Dedo Müller ist im Sonderdruck zu haben für 60 Pfg. bei der Deutschen Geschäftsstelle des Versöhnungsbundes Leipzig-Gohlis, Ulanenstraße 13 II. Der Herausgeber charakterisiert die Schrift dahin: „daß sie sich einfach in die Gedankenwelt der völkischen Bewegung hineinstellt und die darin wirkenden positiven Tendenzen zu verstehen sucht. Weil zu allem Verstehen aber auch objektive Werte gehören, von denen aus das zu Verstehende allein begriffen werden kann, sieht sich der Verfasser zum Weiterdenken des in der völkischen Bewegung vorderhand wirkenden Standpunktes gedrängt. Dieses Zu-Ende-Denken nennt er die religiöse Entscheidung. Das Ergebnis der Untersuchung ist die Feststellung, daß die völkische Bewegung sich selber noch nicht versteht, daß sie auf halbem Wege stehen bleibt, daß der weltanschauliche Hintergrund ihrer ganzen Haltung noch durchaus ungeklärt und in seinem gegenwärtigen Stadium mit der christlichen Einstellung unverträglich sei, insofern er eine Überwertung der Zeitwerte (Volk, Rasse, Blut, Individualität) in sich schließt und durch diese Bewertung gerade das gefährdet, dem die Bewegung dienen will."

Kleine Mitteilungen. Zu der Röttgerschen „Legende" sei bemerkt, daß die Bezeichnung Legende für den Dichter ihren ganz besondern Sinn hat. Ich las von ihm die Legende von seinen Eltern: Legende ist ihm vornehmlich eine Geschichte von Etwas, das uns staunen macht.

In Nr. 4 Sp. 186 ist eine Zeile ausgefallen. Der letzte Satz in Kübels Besprechung von Werdermann muß heißen: „Er rechnet Falk sichtlich ... unter die mehr oder minder mißratenen Pfarrerssöhne und übersieht dabei, daß Falk nicht nur der preußischen Landeskirche die Kirchengemeinde- und Synodalordnung von 1873, die Grundlagen ihrer Selbständigkeit, gegeben hat, sondern auch für seine Person ... Ehrenmann ... Kirchenchrist .. Kirchenältester gewesen ist."

*

Die verehrliche Verlagshandlung C. H. Beck in München beklagt sich über die Anmerkung zu unserm Aufsatz über Walter Flex in Nr. 5 Sp. 232. Dort ist die Ausstattung des Werkes beanstandet. Beide haben recht: der Verlag, indem er eine schöne einwandfreie Ausgabe veranstaltet hat (wie ihm das ja auch von vornherein nicht anders zuzutrauen war und wie ihm das auch von andrer Seite bezeugt worden ist) — und der Rezensent, der das Unglück hatte ein Exemplar zu bekommen, in das ein ganz unmöglicher Bogen hineingeraten war. Es zeigt sich in der Tat, daß seine berechtigten Anstände sich sämtlich auf diesen einen Bogen konzentrieren. Damit erledigt sich also vollkommen zu Ehren der Ausgabe der Vorbehalt jener Anmerkung.

Von dem Mitteilungsblatte der VFCW (Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt) An die Freunde wird Nr. 82 in dieser Woche versandt. Die Nummer enthält die Wiedergabe des Protokolls der Eisenacher Tagung von 1892, deren Ergebnis die „Eisenacher Erklärung" in Sachen des Apostolikumstreits war. Man wird Mitglied der VFCW durch Einsendung eines Jahresbeitrags von 5 M. nach Marburg. Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807, Professor Rade.

Wer in der glücklichen Lage ist, Sommerpläne zu machen, gedenke auch an unser Heim in Friedrichroda. Für Juli freilich müßte man sich mit der Anmeldung beeilen, im übrigen steht es das ganze Jahr offen. Noch hat sich ein Jedes dort wohlgefühlt, und wer einmal da war, kommt wieder. Aber freilich in den jetzigen Zeiten, wer von uns kann es? — Näheres durch Frau Blume, Friedrichroda, Schreibers Weg 6. R

Versammlungskalender

April	6.—8.	Evangelischer Reichselterntag Jena
	9.	Religionspädagogische Konferenz Jena
	6.—9.	Kongreß für evangelische Kirchenmusik Dortmund
	7.—9.	Bund für Gegenwartchristentum Weida
	12.—18.	Freizeit für Pfarrer Friedrichroda
	19.—21.	Deutscher Evangelischer Gemeindetag Breslau
Mai	13.—16.	Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen (Deutscher Zweig) Frankfurt a. M.
	25.—27.	Evangelisch-Sozialer Kongreß Saarbrücken
	26.—28.	Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
	27. 28.	Derselbe Neustadt an der Haardt
	29.—1. Juni.	Deutscher Evangelischer Frauentag Darmstadt
	31.—4. Juni.	Kontinentaler Verband für Innere Mission Amsterdam
Juni	1.—11.	Jungpfarrerzeit Elmau
	26.—29.	Zweiter rheinischer evangelischer Kirchentag Essen
Juli	19.—21.	Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Dorpat
September	26.—29.	Ostasienmission Neustadt an der Haardt
Oktober	4.—6.	Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
	5.—7.	Bund für Gegenwartchristentum Köln
	6.—9.	Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Bevorstehende

Neuerscheinungen

Leopold Klotz Verlag / Gotha

RUDOLF OTTO

West-östliche Mystik

Bücherei der Christlichen Welt — Geheftet neun Mark, in Ganzleinen zwölf Mark

Durch wechselseitigen Vergleich der großen klassischen Haupttypen der Mystik des Ostens und des Westens dringt Otto in das Wesen der seltsamen geistigen Erscheinung, die wir Mystik nennen. Von den Urzeiten alter indischer mystischer Spekulation angefangen bis hin zu der modernen Spekulation Fichtes offenbart sich hier eine Uebereinstimmung in den Urmotiven seelischen Erfahrens der Menschheit, die von Rasse, Klima, Zeitalter fast unabhängig, auf letzte geheimnisvolle innere Uebereinstimmungen des menschlichen Geistes hindeutet und uns berechtigt, von einem einheitlichen Wesen der Mystik zu sprechen. Dieses einheitliche „Wesen" wird dann in der Möglichkeit seiner typischen Besonderungen erfaßt und damit das Vorurteil von der „einen, immer gleichen Mystik" beseitigt. Dadurch erst wird es möglich, so große Erscheinungen, wie etwa den deutschen Meister Eckart, den Inder Sankara, den Griechen Plotin, die Mystiker der buddhistischen Mahāyāna-Schulen in ihren charakteristischen Eigenheiten zu erfassen, statt alle diese Erscheinungen in der einen, allgemeinen Nacht von „Mystik überhaupt" verschwinden zu lassen.

KARL BORNHAUSEN

Wir heißen's fromm sein

Ein Beitrag zur Religion der Goethezeit — Bücherei der Christlichen Welt — Preis geheftet zwei Mark

Aus dem Inhalt: Die Religion Goethes unter den drei Typen Kronos, Pneuma und Eros. — Clemens Brentano und die Romantische Frömmigkeit. — Das Problem „Religion und Musik" in der Religion der Goethezeit.

EMIL OTT

Liturgische Feiern

Siebzehn erprobte Entwürfe — Bücherei der Christlichen Welt — Preis geheftet vier Mark

Reichliche und eigenartige Lesestoffe aus der Geschichte der liturgischen und erbaulichen Literatur sind hier verwendet. Die Feiern werden auf die mannigfaltigste Weise aufgebaut und mit den verschiedenartigsten Mitteln belebt, u. a. auch mit liturgischen Gesängen und der von Rudolf Otto geforderten Wechselrede unter Zuhilfename eines Diakons.

OTTO PERL

Krüppeltum und Gesellschaft

Bücherei der Christlichen Welt —— Preis geheftet zwei Mark

Aus dem Inhalt: Der Krüppel in der natürlichen Gesellschaft. — Der Krüppel in der ständischen Gesellschaft des Altertums. — Der Krüppel in der christlichen Gesellschaft des Mittelalters. — Der Krüppel in der modernen Gesellschaft. — Zur Kritik der krüppelgeschichtlichen Entwicklung in der Gegenwart.

GOTTHILF SCHENKEL

Die Freimaurerei im Lichte der Religions- und Kirchengeschichte

Preis gebunden vier Mark

Dies Buch will die Aufmerksamkeit hinlenken auf ein Gebiet, das in der theologischen Diskussion in geradezu unbegreiflicher Weise vernachlässigt worden ist. Von hier aus ergeben sich grundsätzliche Untersuchungen, die für den Protestantismus der Gegenwart schicksalswichtig sind: die Frage nach der Bedeutung des Kultus für die Gemeinschaft, nach dem Wesen des Kultus, nach dem Verhältnis von Kultus und Geist, von Form und Geist, von Ueberlieferung und freier Weiterentwicklung einer enggeschlossenen Gemeinschaft. Für den Protestanten ist am Freimaurerbund vor allem interessant, daß er die großartigste und festeste Gemeinschaftsbildung ist, die die neuzeitliche liberale Geistesströmung geschaffen hat, während sonst der Liberalismus mit dem Verhängnis individualistischer Zersplitterung zu kämpfen hat. Die kirchengeschichtlichen Tatsachen finden ihre Darstellung und Würdigung: Die Stellung der katholischen Kirche zur Freimaurerei im Volksaberglauben, in den offiziellen Auslassungen der Päpste, in den Bestimmungen des Codex juris canonici; ebenso die Stellungnahme der evangelischen Kirchen, die weit weniger einheitlich ist u. a. m. Ein besonderes Kapitel behandelt das Verhältnis der Freimaurerei zu Jesus und zum protestantischen Christentum.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen

Ludwig Finckh

zum 50. Geburtstag am 21. März d. J.
erscheint:

Ludwig-Finckh-Buch
Eine Auswahl aus dem Schaffen des Dichters mit dem neuesten Bilde Ludwig Finckhs und einem Geleitwort von Martin Lang
In Leinen geb. M. 3.60

Das dichterische Werk Ludwig Finckhs
7 Bände in Leinen geb. in Futteral M. 33.—
Inhalt: Der Rosendoktor. Rosen. Rapunzel. Die Reise nach Tripstrill. Der Bodenseher. Die Jakobsleiter. Der Vogel Rock

Mutter Erde
Gedichte. Neue, erweiterte Auflage. In Leinen geb. M. 4.50

Ferner verweisen wir auf:

Bruder Deutscher
Ein Auslandbüchlein
4. u. 5. Tausend. Geb. M. 2.25

Der Ahnengarten
4. Tausend. Geb. M. 2.25

Biskra
Ein Oasenbuch Mit 5 Bildern. 4./5. Auflage. Gebunden M. 3.—

Seekönig und Graspfeifer
Erzählungen. 5. Tausend. Gebunden M. 3.50

Die im „dichterischen Werk" genannten Romane sind auch in Einzelausgaben käuflich.

Ausführlicher Prospekt mit Bildnis Ludwig Finckhs kostenlos.

In jeder Buchhandlung erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Vorzugsangebot *der von Prof. Lic. D. Glaue-Jena herausgeg. Sammlungen des freien Christentums. Festpredigten:* *Advent. Weihn. Silv. Neujahr. Passion. Karfreit. Ostern. Himmelf. Pfingsten. Trinit. Erntefest. Reform. Bußt. Totenf. Äuß. Mission. Weihefeste. Kriegspred.*

Kasualreden: Grabreden. Schulandacht. Konfirmations-, Trau-, Taufreden. (Teilweise nur geringe Vorräte!)

Einzeln je M. 2.—; geb. M. 3.—, alle 22 Bände auf einmal nur M. 30.—; geb. nur M. 50.— auch gegen 3 Quartalsraten durch Krüger & Co., Leipzig 9, Liebigstr. 9. Theolog. Antiq.-Katalog gratis!

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.

Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf, Bez. Dresden
Geh. Reg.-Rat D. Naumann.

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung. Prospekt gegen Voreinsendung von 20 Pf. Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr. 8.

Görlitz. Am 22. März: **Vortrag** des Herrn Professor D. Rade-Marburg: **„Wer ist mein Nächster?"** abends 8 Uhr im Evangel. Vereinshaus. Gäste willkommen.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Ia. Heidelbeerwein

süß bezw. halbsüß in altbekannt beliebter Güte f. Magen- u. Darmkranke ärztl. empf. p. Ltr. 65 Pfg., **prima Apfelwein** p. Ltr. 45 Pfg. liefert inkl. Steuer in Leihfässer von 25—30 Ltr. an

J. Gärtlner, Kelterei, Landshut B 33 (Bayern).

Wer verkauft?

Kürtz,
Lehrbuch der Kirchengeschichte
2 Bände geb.
12.—16. Auflage

A. Neumann Verlag
(Fr. Lucas)
Leipzig.

Bitte

lesen. Verkaufe zu **Sonderpreisen: Ia. Hochglanzpolierte Alum.-Eßbestecke.** Solange d. Vorrat reicht.

1/2 Dtz. Eßlöffel
1/2 „ Kaffeelöffel
1/2 „ Gabel
1/2 „ **Messer m. Stahlklinge**

schöne Ware zusammen nur **4.—**

Dazu **gratis** 1 Brosche o. sonst. Abgabe bis je 1/2 Groß. Versand per Nachn. Daselbst **billige Alpaccabestecke.** Vertreter gesucht.

Friedr. Pleuger, Lüdenscheid, Altenaerstraße 15.

Studentin

findet für das Sommersemester schönes Zimmer mit voller Pension, Nähe der Universität, in **Frankfurt a. M.** bei Frau Pfarrer D. Kübel, Niedenau 58

Gesuch

Suche für meine Schwägerin Aufnahme als **Haustochter** zum 15. April oder später, am liebsten in ein Haus mit Kindern, bei vollem Familienanschluß und Taschengeld zur Erlernung des Haushalts. Sie ist 20 Jahre alt, war bisher beruflich tätig, ist aber im Haushalt nicht unerfahren (half im Elternhaus, besuchte Haushalt- und Nähkurse).

Frau **Dorle Fischer** geb. Bäumler, **Tann**, Rhöngebirge.

Für meine Tochter (18 3/4 J.) suche ich ohne gegenseitige Vergütung auf etwa 6 Monate Aufnahme in gutem Hause (nicht Pfarrhaus) zwecks hauswirtschaftlicher Vervollkommnung und Erweiterung des äußeren wie inneren Gesichtskreises.

Pfarrer Dr. **Bahldieck**
Halle-S., Neue Promenade 3.

Schuster & Co.,
Markneukirchen 194
Kronen-Instrumente.
Eigene Werkstätten.
Preisliste nach Angabe der gew. Instrumente frei.

Anzeigen
in der „Christlichen Welt"
finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 8. April

Dieser Nummer liegen folgende Prospekte bei: **„Wie werde ich mit dem Leben fertig?"** (Furche-Verlag, G. m. b. H., Berlin), **„Das Buch als Freund"** (Buchhandlg. des Eckart-Verlages, Berlin), **„Praktische Theologie"** (Krüger & Co., Verlagsbuchhandlung Leipzig), **„Schriften von Paul Eberhardt"** (Leopold Klotz Verlag, Gotha). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.